



Berlin, den 31. Oktober 1903.

Geschäftsmann und Sturmgeselle.

Sidor Vechat hat ein großes Vermögen gemacht; groß nicht nur in den Augen der kleinen Leute. Grundstückspeculationen, Gründereien, Goldsahres: was sich gerade bot. Wählerisch war er nie; aber schlau genug, um die Mausefallen des Strafgesetzes zu meiden. Einmal bildeten täppische Procuratoren sich ein, sie hätten die Zibetklage im Käfig. Doch die Familie der viverridae ist flink: Herrn Vechat war nichts zu beweisen und der Gerichtshof mußte ihn freisprechen. Von der Anklage blieb nichts übrig als Stank. Läßt sich ertragen und, wenn man will, mit extraits d'odeur überduften. Auch lieben manche Menschen den Zibetgeruch. Nur nicht zimperlich sein. Die Hauptsache ist, daß man Geld hat; dann kommen die Ehren von selbst und man kann sich jeden Tag eine neue aussuchen. Sidor ruht nicht, bis er den Ruhm erreicht hat, in Paris der größte Geschäftsmann zu heißen. Er schätzt sich auf fünfzig Millionen. Vielleicht ist's ein Bißchen weniger; wer auf zwanzig Köchern zugleich kocht, kann nie genau wissen, wie es in jedem Topf aussieht. Immerhin genügt's für den Hausgebrauch. Herr Vechat kauft ein Schloß und eine Zeitung. Im Schloß werden die Säle und Zimmer nach den Königen von Frankreich und Navarra genannt und im Stil des majestätischen Bathen eingerichtet. In der Zeitung wird der Treiberdienst für die Geschäfte des Verlegers besorgt. Mit dem Verkehr haperts freilich noch. Da ist die dumme Kriminalgeschichte; die frische Erinnerung an einen Selbstmord, den der Millionär hindern konnte und nicht gehindert hat; und allerlei böses Geraun. Den Kleinwucher könnte der Mann jetzt wirklich Bedürftigeren überlassen; seine Mittel erlauben ihm, den Schein der Wohlstandigkeit

zu wahren. Isidor lacht. Ja, wenn ers nicht weiter bringen wollte! Doch was sind fünfzig Millionen in der Zeit der Großbanken und Kontinentaltrusts? Wer heute mitreden will, muß die Arme rühren und darf sich das Hirn nicht mit sentimentalem Krimschramm befachten. Den Nächsten lieben, mit Philanthropie auf die Thränenröden wirken? Blödsinn. Jeder Stand hat seine eigene Moral. Ein Feldherr, ein Fürst fragt nicht erst lange, wie viele Leute hinter ihm beim Sturmangriff fallen, und freut sich, wenn er die Saat des Gegners zertrampeln, die Jungmannschaft des Feindes nieder-mähen kann. Ein Narr, wer im Kapitalistenkrieg anders handelt. Den Luxus, ein guter Kerl zu sein oder wenigstens zu scheinen, mag Jeder sich nach Geschäftsschluß gönnen. Isidor gönnt ihn sich. Wo sein Profit nicht gefährdet ist, macht er Keinem das Leben schwer. Seine Kleine, irgend ein Theatermädchen, das er möblirt hat, darbt sicher nicht. Seine Frau wird höchstens freundlich gescholten, weil sie, die der Spießbürgerenge nicht ent-wachsen will, nicht bei Paquin arbeiten läßt und zehnmal überlegt, ehe sie sich entschließt, zum Mittagessen ein Huhn zu schlachten. Seine Tochter darf den ganzen Tag Muffet, Lamartine und Hugo lesen und wird wohlwollend be-lächelt, wenn sie vom Rechte der Enterbten spricht und die Ausbeuter ver-dammt. Und sein Zunge gar ist Papas Wonne. Ein famoser Bengel. Bei-nahe feudal. Die theuersten Weiber, das modernste Automobil, den feinsten Cercle. Das kostet hübsche Summen. Herr Xavier Vechat ist beim Vaccarat und Bridge so gut wie bares Geld. Doch der Alte hats ja und läßt sich nicht lumpen. Die Beziehungen, die sich im Klub, in Maxims Bar und im Salon der Horizontalen knüpfen, sind nicht zu verachten; und die Familie Vechat muß nachgerade an eine Verbesserung ihres Gesellschaftsanges denken. Daß sie als Kastellan einen entgleisten Vicomte hat, den der Schloßherr duzt und in schlechter Stimmung anschnauzt, ist recht nett, reicht aber nicht; man müßte manchmal ein paar nicht allzu fleckige Vicomtes oder Marquis mit ihren Ehehälften an der Tafel haben. Einstweilen schleppt Papa heran, was er irgend aufzugreifen vermag. Staat ist damit nicht zu machen; aber man sitzt nicht allein bei der Suppe und hat das Vergnügen, zu sehen, mit welcher Wier die armen Teufel ihr Futter schlingen. Isidor ist wirklich ein guter Kerl. Ganz ungebildet und unkultivirt; eigentlich auch ganz dumm; ein Prahler, eitel, wie nur je ein Parvenu im Buch stand, und von unersättlicher Lust an kindischem Spaß. Wer ihn zu Haus oder bei Nachtmädchen sieht, muß ihn für einen gutmüthigen Flachkopf halten. Schlaueheit, Brutalität, Raubthier-instinkt zeigen sich nur im Geschäft. Der Typus ist nicht selten. Nur ein

Tropf beurtheilt Großindustrielle, Bankdirektoren und Jobber nach dem Zufallsstand ihrer allgemeinen Bildung; gerade die stärksten unter ihnen haben nur ein Interesse, denken immer nur an ihr Geschäft und schämen sich gar nicht, den Aestheten, Dilettanten und anderen Nütziggängern als Bananenfressern zu gelten. Herr Lechat ist, woers sein will, beliebt und, woers braucht, gefürchtet. Die Kleinen, dieer noch nicht ganz ausgewuchert hat, jubeln ihm zu und das Kontorgefilde, die Konkurrenz selbst blickt in scheuer Ehrfurcht zu ihm empor.

Jetzt wittert er eine Konjunktur. Sein Nachbar, der Marquis von Porcelet, ist reif. Schlechte Wirthschaft, nie ordentlich meliorirt, überschuldet: der Mann muß ihm bald kommen. Lechat, der seinen Größenwahn gern an abenteuerlichen Plänen weidet, in Frankreich tropische Kulturen schaffen will, in einem unzulänglichen Gutslaboratorium spielerisch herumexperimentirt und seinen künftigen Latifundienbesitz mit bunter Tinte auf der Landkarte abgrenzt, wärmt das Zibetfell schon an der Gewißheit des nahen Triumphes. Doch auch das Tigerthier regt sich in ihm. Das Opfer mit einem Biß tödten? Allzu kurze Freude. Lieber trägt mans im Maul fort, zähmt es durch Schrecken und spart's für spätere Bedürfnisse auf. Der Marquis ist für mindestens drei Projekte zu brauchen. Erstens kann er einer neuen Gründung, die zwei Mittels-gauner eben dem Stärkeren apportiren, die Gunst des Kriegsministers werden, ohne die mit dem Militärismus nichts Rechtes zu machen ist. Zweitens kann er Herrn Isidor, der als Radikaler kandidirt, zum ersuchten Mandat verhelfen. Drittens kann, soll und muß sein Sohn so schnell wie möglich Lechats Eidam werden. Die Konjunktur aller Konjunkturen. Le député Lechat: Das klingt. Ein Elektrizitätswerk unter hohem Patronat: da springen Millionen heraus, besonders, wenn die Zeitung für die nöthige Reklame sorgt und die Konkurrenten verschreit und wenn der Meinungsmacher in der Deputirtenkammer offene Hände zudrücken kann. Und ein Schwiegersohn von altestem Adel: dann wird der in der Hochfinanz noch immer verachtete Spekulant endlich vom Bann gelöst und Niemand scheut noch den Wildgeruch des lange Gemiedenen. Der Marquis muß ihm kommen. Er kommt auch; röstet sich aber an allerlei altmodischen Ehrbegriffen, die in der Asche einer verflackerten Existenz fortglimmen. Mit dem Minister wird er, wenns sein muß, reden, ihn wahrscheinlich auch angeln. Doch einen gottlos Radikalen kann er, als guter Katholik und Legitimist, den Wählern nicht empfehlen. Und ein Ehebund zwischen dem Marquis von Porcelet und dem Fräulein Lechat ist undenkbar. Der unbesleckte Name, die Ehre des Hauses Porcelet . . . Chouette! Isidor spricht ungefähr wie Falstaff im Lager bei Shrewsbury.

Kann Ihre ein Bein ansetzen? Nein. Kann sie den Schmerz stillen? Nein. Und er hat Argumente, die den Standhaftesten firren könnten. Wollen Sie nicht, Herr Marquis: schön; dann aber ziehe ich die Schlinge zu, Sie müssen als Bettler von Ihrer Scholle wandern, — und was danach aus der Ehre des Hauses Porcelet wird, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Seien Sie doch vernünftig! Ihr scudaler Hochmuth lockt keinen Hund mehr vom Ofen weg. Längst schon hat unsere Stunde geschlagen. Kampf ums Dasein. Auslese der Tüchtigsten. Sieger bleibt, wer sich den Grundbedingungen des modernen Lebens am Besten anpaßt. Gottlos soll ich sein? Warum denn? Weil ich unterm Schirm der Radikalen Stimmen sammle? Lassen Sie mich einen Sitz haben: und Sie werden eine feste Stütze des Altars in mir finden. Reiche Leute sind stets für Ordnung und den lieben Gott; Frömmigkeit und Patriotismus wachsen mit der Vermögensziffer. Fragen Sie mal Ihren Beichtvater, ob ich ihm als Abgeordneter nicht willkommener bin als irgend ein ruinirter Edelmann, der für den Wahlkreis nichts thun und für die Kirche nur beten kann. Die Kirche ist viel moderner als Sie und macht ihre Geschäfte, geistliche und weltliche, mit genau den selben Kniffen wie wir. Der Klerus liegt nie auf der falschen Seite. *L'église est dans le mouvement!* Hat die Monarchie aufgegeben, agitirt in Zeitungen und straft widerspenstige Ministerien durch Kreditentziehung. Jeder Fromme wird Ihnen bestätigen, daß die Interessen der Kirche nicht besser vertreten sein können als durch Isidor Vechat. Und Ihr Junge soll froh sein, wenn er meine Tochter bekommt; sie kann sich sehen lassen und paßt mit ihrer romantischen Uebergeschnapptheit in Ihre Kreise. An der Witgift und Rente werde ich nicht knausern; also los! . . . Der Marquis ist mürr. Was hülfte auch längeres Sträuben? Er wird den Wahlaufruf unterzeichnen und wirbt im Namen seines Sohnes um das Fräulein Vechat. Ein Glückstag für Isidor. Den beiden Banditen, die ihm die Elektrizitätsgründung brachten, hat er das Fell über die Ohren gezogen; und nun ist auch dem stiefen Grandseigneur das Rückgrat gebrochen. Da, dicht vor dem Ziel seiner Wünsche, öfist das Schicksal den Schlaunen. Seine Tochter will nicht Marquise von Porcelet heißen, brüstet sich ohne Scham mit dem Verlust ihrer Maadschaft und läuft mit einem Habenichts von Chemiler davon, dem sie jauchzend einst die Jungfräulichkeit gab. Und Xavier Vechat ist auf der Automobilfahrt verunglückt und wird sterbend ins Schloß gebracht. Das ist selbst für Isidors Haut zu viel. Die Wildlage stöhnt, als hätte ein Schuß sie mitten ins Herz getroffen. Da schleichen die spitzbübischen Elektrotechniker herbei; sie wollen den Zusammenbruch ausnützen und legen dem fassungs-

lösen, vergreifen Vater einen gefälschten Konsozialvertrag zur Unterschrift vor. Fallend liest er, liest wieder, sucht mit feuchtem Blick und freischt auf: „Halunken! Lumpengefindel! Ihr habt den wichtigsten Paragraphen weggelassen und hofftet, ich würde in meiner Trauer nichts merken!“ Der tote Leib des Sohnes ist vor der Thür. „Ich komme in fünf Minuten.“ Nicht eher, als bis die Beiden geschrieben und unterzeichnet haben, was er diktiert. So. Das Geschäft ist gemacht, der Löwentheil ihm gesichert. Jetzt kann er seinen einzigen Sohn, seinen Liebling auf der Bahre sehen und weiterweinen. Und morgen mag der Marquis von Porcelet seine sieben Sachen packen, wenn er nicht Alles thut, was der Nachbar noch von ihm zu heischen hat.

Das ist der Inhalt eines Theaterstückes, das Herr Octave Mirbeau geschrieben und, mit dem Titel *Les affaires sont les affaires*, ins nächste Land der Weinwände geschickt hat. Als Drama lebt es von groben Markteffekten, grellen Kontrasten und Zufallsereignissen, die nicht aus dem Wesensforn der handelnden und leidenden Menschen hervornachsen; als Satire kann es nur auf Weltfremdlinge wirken. Einen großen Geschäftsmann will es schildern, einen gegen Menschenwallung dreifach gepanzerten Geldmacher, der früh und spät nichts im Sinn hat als seinen Erwerb und über Leiden, fast immer lachend, zum Sieg schreitet; einen Geschäftsmann, dem sogar der Tod des auf seine Weise geliebten Sohnes nicht für eine Viertelstunde den Spekulantnblick trübt. Das wäre ein guter Modestoff, von dem die Reporter mit Recht sagen könnten, er habe „in der Luft gelegen“. Der Komodie des Herrn Mirbeau, der nie stark, doch oft fein und, bis er sich des Erwerbes wegen zu den billigen Joten des *Journal d'une femme de chambre* herabließ, literarisch unbescholten war, dürfte man höchstens nachsagen, sie sei aus der Luft gegriffen; und nicht einmal aus weltstädtischer Luft. Alles Geschäftliche ist in diesem Geschäftsstück falsch gesehen oder mindestens grundfalsch dargestellt. Mit der Technik Zsidors Lechat käme vielleicht ein Dugendjobber aus, aber nicht ein Mann, dem die pariser Börse als ihrem König huldigt. Wie ein Märchen aus rasch vergangener Zeit klingt uns heute schon die Kunde von der Goldzeugenden Kraft der Elektrizitätsindustrie; wir hören ja täglich, daß diese Industrie zu lästigen Bündnisverträgen gezwungen ist, um ihre Preise und Kurse vor dem Bröckeln zu schützen. Der Wasserfall bei Grenoble wird dem Ausbeuter keine Millionen in den Schoß sprudeln, wird einen Gründer, der nur kleine Schliche und Schwindeleien im Kopf hat, vielleicht von der Börsenbildfläche wegschwemmen. Mit Wingigkeiten, wie sie das Trachten Lechats ausfüllen, giebt ein Spekulant großen Stills sich überhaupt nicht ab und

marobirende Knirpse vom Schlag Derer, die hier das Vorkaufsrecht auf den Wasserfall ergaunert haben, bringen in der Alltagswirklichkeit kaum bis zu einem Prokuristen vor; und wären sie je auch nur so weit gekommen, dann wüßten sie ganz sicher, daß sie in Paris, wo für jede halbwegs gute Gründung französisches oder fremdes Geld leicht zu haben ist, sich nicht willenlos den frechen Mäuerlaunen eines Vechat zu fügen brauchen. Isidor selbst steht als ein Zwerg aus dem Wunderreich Sues vor uns. Wir glauben nicht an seine fünfzig Millionen, glauben nicht, daß er jemals ein großes Geschäft gemacht hat, halten ihn gar nicht für tanti, mit einem ausgewachsenen Finanzmann fertig zu werden. Doch er amüsiert und paßt aufs Haar an den Ort, für den er bestimmt war. Der schlaue Herr Mirbeau, der sich gern einen Anarchisten nennt, schrieb sein Stück für die Comédie-Française; und der genius loci forderte gerade diesen Spekulantentypus und hätte einen moderneren, der Lebenswahrheit näheren nicht geduldet. Im Hause Molières giebt das Faubourg Saint-Germain den Ton an; auch die armen Marquis, die Porcelet und Standesgenossen erschwingen noch das Geld für ein Abonnement. Und ihnen mußte, Reichen und Armen, Herr Vechat gefallen. So hatten sie sich den neuen Tyrannen gedacht, der ihre Schlösser und ihre Söhne kauft und seinen schlecht gepflegten Plebejerleib zwischen ihren Ahnenbildern spazieren führt. Ein Radikaler natürlich, der in Wählerversammlungen das Heer und die Priesterschaft schimpft, doch ohne Ueberzeugung und immer bereit, vor der Kirche zu dienen, die seiner Macht nicht die Weihe versagt. Ein mit allen Salbengeschmierter Gauner, mit dem ein Blaublütiger von einiger Selbstachtung und Sauberkeit sich gar nicht erst in einen Wettkampf einläßt. Er hat das Geld, wir haben die Ehre; 1853 schon, in Fonsards Tagen, trüffete man sich mit dieser Losung. Damals war Balzac Mercadet, le faiseur, noch jung, Augiers Charrier noch nicht geboren. Seitdem hat Frankreich Hirsch und Bontoux, Herz und Reinach erlebt. Aus den Transvaalminen ist über Nacht ein Millionärswarm aufgetaucht, der kaum Ruße hatte, sich nothdürftig zu säubern. Auch im Gallierland steigt der Adel mählich von seinen alten Burgen und zieht ins dritte Stockwerk der Häuser, deren Brunngebäcker die Sprossen der nouvelles couches bewohnen. Und schließlich kam die Affaire Dreyfus, der Kampf gegen die Armee und die Kongregation. . . Die Zeit war erfüllt: Mercadet mußte im Modestrad wiederkehren. Zolas Saccard und Lavedans Baron Horn waren, mit all ihren Schmutzspuren, nicht schwarz genug. Ein Schreckbild war nöthig, ein vom Wirbel bis zur Behe ruchloser Schuft: so sind diese Leute. Das Faubourg jubelte; und trüffelte

seine Freude mit der Erinnerung, daß der Mann, dem es Herrn Isidor dankte, sich einen Anarchisten nennen ließ und im ersten Gließe der Dreyfußtruppe gefochten hatte. Der mußte seine Bundesgenossen ja kennen. Herr Mirbeau scheint von Skrupeln nicht geplagt worden zu sein. Wahrscheinlich dachte er isidorisch: *L'Affaire est l'Affaire; et les affaires sont les affaires.*

In Berlin kam das Stück ins Deutsche Theater, allwo das schärfste Glas nicht viele Herzoge, Grafen und Junker entdecken wird; aus dem Hause Molières in den Kunstpalast Brahms, der den Abendbedarf der hohen und mittleren Finanz mit ansehnlichem Agio befriedigt. Wer den Blick über die theuren Pläge hinschweifen ließ, mußte für Herrn Vechat zittern; die hier Versammelten wissen ja, wie man Geschäfte macht: sie werden Isidor als eine plumpe Karikatur verhöhnen und wüthen, wenn sie merken, daß der Gauner die Gattung der großen Spekulanten vertreten soll. Doch die Furcht erwies sich als grundlos. Bank und Börse stimmte für Porcelet gegen Vechat. Kein Wuthausbruch, an keiner Stelle auch nur eine Regung des Aergers. Der Marquis, der die heiligsten Güter der Händlerdemokratie in den Staub zerrt — so sagt man ja wohl? —, wurde stürmisch beklatscht; und gerade ihn mußte dieses Publikum ausziischen, selbst wenn es Vechat unähnlich und deshalb ungefährlich fand. Ist unsere liebe liberale Bourgeoisie so kraftlos geworden, daß sie nicht einmal mehr den Muth ihres Klassenbewußtseins hat? Einst war es anders. Vor zweihundert Jahren, als Le Sage seinen Turcaret, Isidors Urahn, auf die Bühne bringen wollte, stieß er auf hartnäckigen Widerstand. Ein Händler, un traitant sollte öffentlich an den Schaupranger gestellt werden? Das durfte kein ehrenwerther Bürger dulden. Prosper Poitevin berichtet: „Die schamlose Goldgier, das die Epöche beherrschende Vaster, war vor allen ernsthaften Angriffen bisher bewahrt geblieben und mußte sich um jeden Preis weiter davor schützen. Schon die erste Nachricht vom Inhalt der neuen Komödie scheuchte die Händlerwelt auf; große und kleine Finanzleute schrien entsetzt um Hilfe: Paris durfte nicht auf ihre Kosten lachen. Sie waren mächtig und ihr Einfluß reichte so weit, daß ein einsamer Komödienschreiber dagegen nicht aufkommen konnte. Das sah Le Sage bald ein. Er vermochte Turcaret nicht auf die Bühne zu bringen und begnügte sich einstweilen damit, ihm unter den Feinden der Finanzleute Helfer zu werben. Mit seinem Manuskript zog er durch die Salons des Adels. Man drängte sich zu seinen Vorlesungen und Jeder, der das Werk kennen gelernt hatte, sagte, es sei eine Schande, daß dieser ernstesten Arbeit die Theaterthür gesperrt werde. Die Händler verloren nach und nach die Hoffnung, ihren Willen durchsetzen zu können, und boten dem Dichter

hunderttausend Francs, die er abheben dürfe, sobald er sich verpflichtet habe, sein Stück nicht aufführen zu lassen. Alain René le Sage war arm und sagte trotzdem ohne Zaudern: Nein. Endlich sprach der Dauphin, der Sohn Ludwigs des Vierzehnten, ein Nachwort und Turcaret, le financier, durfte die Bretter besteigen.“ Also geschehen zu Paris im Jahr 1709. Und 1903 wurde Vechat in Berlin geduldet, sein feudaler Gegner mit Beifall überschüttet. Wills im Bürgerreich wirklich schon Abend werden? . . Als Frankreichs Adel sich an Figaros Bosheit berauschte, zog das Unwetter heraus, das bald danach mit Donner und Blitz die Privilegien aller Altmavivas zerstörte.

So schlimm wirds diesmal nicht werden. Einen Vechat läßt man sich gefallen. Hintertreppenfinanz. Schließlich doch nur der berüchtigte Wucherer aus der Fabel, den der Zorn eines Nachgottes schlägt. Schon Strousberg und Geber sahen anders aus; und wie weit wars von ihnen noch bis zu Weit, Schwab und Pierpont Morgan! Die Zibetkaze kann passiren. Wehe Jedem aber, der heiliges Bürgergut antastet, mit Frevlerhand nach dem Krüglein preist, in dem seit einem Menschenalter und länger das „demokratische Del“ für die stets nahe, stets ferne Weihstunde bewahrt wird! Das darf ungestraft nicht einmal ein Liebling wagen. Herr Sudermann hats erfahren, der treue Bürgergardist, der so oft gelobt ward, weil er aus rostiger Pflichthinte auf böse Zunkerlichkeit Feuer gab. Das war echte Heldenleistung und nur der Neid konnte da von leicht erschmeichelten Tendenzersolgen reden. Jetzt hat der Mann, auf dessen Zuverlässigkeit der Thiergartenfreisinn geschworen hätte, ein paar Achtundvierziger zu höhnen versucht: und der Schieberhaufe schien Vielen der solcher Schandthat gebührende Lohn. Dümmeres war nicht zu ersinnen. Zwar hörte ein feines Ohr aus dem Gewinsel den Vorwurf heraus: Haben wir Dich dazu ein Jahrzehnt lang großgepäppelt und wider besseres Fühlen einen Dichter genannt, Unankbarer, damit Du uns Dieses thuest? Das war nützlich und amüsant, fast also, nach Horaz und Scherer, poetisch. Dennoch blieb's dumm. Das neue Stück des Herrn Sudermann — es trägt den Ziertitel „Der Sturmgefelle Sokrates“ — konnte nicht gefallen, weil es langweilig ist. Nicht so aufreizend schlecht wie andere Werke des Verarmenden, doch so dünn, daß selbst die reichliche Potenzthat es nicht schmachhaft machen konnte. Einzelne derbe Späßchen, manche nette Dialogstelle; das Ganze auch für den wohlwollenden Beurtheiler nur eine Schnurre, die ein witziger Kopf in drei Tagen für die Fidelitas eines Kneipabends zu liefern vermöchte. Das sollte nun ernstlicher kommen werden; als Tragikomoedie. Ernst der Zahnarzt, der seinen Söhnen flucht, weil der eine nicht Burschenschaftler, sondern

Corpsstudent geworden ist, der andere, des Vaters Gehilfe, dem Hund eines durchreisenden Prinzen ein Zahngeschwür aufgestochen hat. Ernst ein Rabbi und judermännischer Nathan, der mit seinem Söhnchen Feuilletons austauscht, lauter Brillanten, und ein preussischer Landrath, der dem alten Zahnarzt einen Orden erwirkt, weil der junge den Prinzenhund kurirt hat. Früher führten solche Sachen den Ekelnamen „Humoresken“ und wurden von besseren Zeitungslesern überschlagen. Das mußte gesagt werden, ruhig und höflich; denn der Irrthum eines begabten Theaterschreibers ist kein Verbrechen. Aber Herr Sudermann hat selbst in seiner schwächsten Stunde noch Glück. Gute Menschen und schlechte Musikanten geriethen in Wuth. Schändung der Heroenzeit des Bürgerthumes in Stadt und Land! Das glorreiche Martyrium von 48 bejubelt! Schnöder Verrath! Die Sturmgefellen, die unter normalen Verhältnissen keinen zweiten Mond gesehen hätten, wurden beinahe wieder interessant und Herr Sudermann konnte zwei Artikel wider seine Ankläger schreiben. Zwei rechtshaffene Leitartikel mit langen, meist verständlichen Schachtelsätzen; nur ganz wenige Fremdwörter waren falsch angewandt. Der Sinn ungefähr: Ich kein Demokrat? Ich bin ja aus Rickerts Schule gelaufen, weil ich das für einen freisinnigen Zeitungsmann „nöthige Quantum monarchischen Gefühles beim besten Willen nicht aufbringen konnte“, und schäme auch jetzt nur „die schlichtmenschliche Noblesse des höchsten Reichsbeamten“, der mich zu seinen Abendgesellschaften lud. Kann ein Demokrat anders denken und handeln? Ich bin einer vom ältesten Schrot und Korn und wäre sogar zu den Nöthigsten gegangen, wenn die Leute in Dresden nicht so unsanft geredet hätten. Ihr aber . . . Darauf folgt, im „Tag“, nicht bei Mosse, dann die Frage, warum wohl dem liberalen Gedanken die werbende Kraft entschwunden sein mag.

Herr Sudermann ist reizbar, aber kein vates. Er bejammert das Schwinden des freien Bürgerfinnes und merkt nicht, daß ihn ein Verfalls-symptom dünkt, was in gemeiner Wirklichkeit ein Beweis stroyender Gesundheit ist. Für Freiheit schwärmt jede Klasse, bis sie am Ziel des Begehrens steht; dann muß sie den Nachdrängenden ein paar kleine, ganz kleine Freiheiten weigern, um ungestört schmausen zu können. Die Tragikomödie der Sturmgefellen fing damit an, daß sie zu Geld kamen, sich behaglich im Vaterland fühlten und gegen die Begehrlichkeit des Proletariates die berühmten sittlichen Mächte anrufen mußten. Und die Tragikomödie des „entschiedenen Liberalismus“ wird erst enden, wenn er aus der Vermummung schlüpft und zugiebt, daß er heutzutage mehr zu konserviren hat als der konservativste Junker. Keine andere Klasse ist auf die Erhaltung des Bestehenden so angewiesen wie die Bourgeoisie. Das wird noch bestritten. Im verdunkelten Schauspielhaus aber wacht der Klasseninstinkt und stimmt gegen Recht sogar für einen Marquis.

Politische Anthropologie.

Die von Juristen gepflegte „Allgemeine Staatslehre“ als Theil des „Allgemeinen Staatsrechtes“ hat abgewirthschaftet. Kein Mensch sucht mehr in ihr Belehrung über den Staat. Man weiß, daß sie juristische Konstruktionen und scholastische Spiegelschtereien enthält. Kein Wunder darum, daß neben diesen ausschließlich dem „akademischen Gebrauch“ dienenden Werken das Bedürfnis, sich über Natur und Wesen des Staates Klarheit zu verschaffen, dazu geführt hat, von anderen Ausgangspunkten als dem juristischen das große Problem in Angriff zu nehmen. Das versuchte zunächst die Soziologie. Sie faßte den Staat auf als ein Produkt des Kampfes sozialer Gruppen, erklärte daraus das Entstehen des Rechtes und aller Rechtsinstitute. Das ist die „soziologische Staatsidee“; ihr vornehmster Vertreter ist heute Gustav Ratzenhofer. Neben der Soziologie hat die von Friedrich Ratzel begründete Anthro-Geographie und Politische Geographie den erfolgreichen Versuch gemacht, den Staat als einen „bodenbeständigen Organismus“, als ein Produkt der natürlichen geographischen Bedingungen zu erweisen. Ratzels Werke enthalten mehr und wichtigere Erkenntnisse über den Staat, als die gesammte „allgemein-staatsrechtliche“ Literatur seit hundert Jahren sich träumen ließ. Ratzel nimmt die Resultate der Soziologie insofern in seine Gesamtansicht vom Staate auf, als er „die letzten Elemente des staatlichen Organismus“ in den „gesellschaftlichen Gruppen“ anerkennt. Doch ergänzt er die soziologische Staatsidee, indem er ihr seine „politisch-geographische“ Staatsansicht zu Grunde legt. Man kann sagen: Die Soziologie schwebte in der Luft und erst Ratzel gab ihr den Unterbau, die tief im Boden wurzelnden Fundamente. Erst durch Ratzel ist die Soziologie unerschütterlich gefestigt, weil er „den geistigen Zusammenhang“ der gesellschaftlichen Gruppen mit dem Boden nachwies.

Damit scheint die neueste Entwicklung der Staatswissenschaft noch nicht vollendet zu sein. Zur soziologischen und zur politisch-geographischen gesellt sich nämlich noch eine dritte: die „politisch-anthropologische“ Staatsidee, die in die Wissenschaft vom Staat ein ganz neues Element einführt und in die Natur des Staates neue Einblicke gewähren will. Ich meine die Auffassung, wonach der Staat ein Produkt der „Rassen“ ist, wobei angenommen wird, daß die „edelfte“ Rasse obenauf und die gemeinste ganz unten zu stehen kommt. Diese politisch-anthropologische Staatsidee ist zuerst von Gobineau angeregt worden, der meinte, daß alle höhere Kultur immer und überall von der „weißen“ Rasse geschaffen werde. Wie diese Theorie von

Houston Stewart Chamberlain angewandt wurde, bei dem die „weiße“ Rasse der „germanischen“ Play macht, ist bekannt: er weist den civilisatorischen Einfluß der „Germanen“ in der ganzen Weltgeschichte nach und versichert uns, daß, wo immer etwas Großes und Civilisatorisches geschehen sei, stets und überall die germanische Initiative am Werke war. Christus war Germane, Dante auch; und so weiter. Diese neue Staatsidee wissenschaftlich zu formuliren und zu begründen, unternimmt Ludwig Boltmann in seiner „Politischen Anthropologie“. Er geht von der Annahme aus, daß „eine genetische Analogie zwischen Organismus und Gesellschaft“ bestehe und daß in dem „sozialen Organismus“ die selben biologischen Grundgesetze wirksam sind wie in dem (physischen) Organismus“. Nun könnte man glauben, daß Boltmann uns da die Lehrer der „Organiker“ (Schaeffle, Eilensfeld, Worms u. A.) wieder aufsticht. Das ist nicht der Fall: Boltmann untersucht vielmehr die physiologische Beschaffenheit des Menschen als sozialen Elementes, insofern sie ein Produkt der Vererbung ist und sich in der „Rasse“ zu einem gesellschaftlichen Faktor summiert.

Seine Ansicht wird am Besten durch die folgenden Sätze dargelegt: „Das Wachsthum der Gesellschaft nimmt von einem Paar menschlicher Individuen seinen Ursprung, das mit seinen Kindern, Kindeskindern, Verwandten und Nachkommen eine soziale Einheit bildet. Ist diese größer geworden, so stößt sie einzelne Gruppen von sich ab, die anderswo ein ähnliches soziales Gebilde hervorrufen. Die Entstehung von Bruderstämmen, Kolonien ist der Ausdruck dieses Wachsthumes der Gesellschaft über sich selbst hinaus.“ Innerhalb dieser Gesellschaften vollzieht sich eine Arbeitstheilung auf Grund natürlicher Differenzen und Differenzirungen. „Die primitivste Arbeitstheilung ist die zwischen Mann und Weib.“ Dann folgt die Arbeitstheilung, die „in höher entwickelten Gesellschaften zur Bildung von Kasten und Ständen führt“. Zwischen diesen „Theilen der Gesellschaft besteht eine Wechselwirkung, insofern die eine Gruppe ohne die andere nicht existiren kann“. Zugleich ist „eine Ueberordnung von Gruppen und Personen vorhanden, des Vaters in der Familie, des Führers in der Horde, der Aristokratie im Feudalstaate“. In Folge dieser Differenzirung der Berufe entsteht Gegensatz von Interessen und ein sozialer Kampf. Trotz diesen inneren Spannungen tritt die Gesellschaft nach außen als ein Ganzes auf. Nur so weit, aber ja nicht weiter, darf in der Gesellschaft „Organisches“ gesehen werden. Denn die Gesellschaft ist nicht ein Organismus, sondern eine Mehrtheit von Organismen, die in einem „spezifischen Verhältniß zu einander stehen“; und „die physiologische Grundlage“ dieses Verhältnisses, also „des sozialen Lebens“, ist nichts Anderes als die Rasse. Das ist die neue Lehre, die Boltmann (nach dem Vorgange früherer, minder scharf gefaßten Ansichten

der selben Richtung) verkündet. Das ist die neue „politisch-anthropologische“ Staatsidee. Das soziale Leben, das ein spezifisches Verhältniß vieler natürlichen, biologischen Organismen zu einander ist, beruht auf der Rasse. „Erst dieser Begriff macht die Problemstellung und Problemlösung vollständig klar“, die den Organikern und Soziologen, „die Organismus und Gesellschaft in einen realen Vergleich brachten, dunkel vorschwebte“. *Eureka!* ruft Boltzmann aus! Die Rasse ist, die die Gesellschaft und den Staat erzeugt. Deshalb muß die „Soziologie biologisch sein“. Das heißt: „sie muß Rasse und Gesellschaft in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang und den Rasseprozeß als natürliche Grundlage des Sozialprozesses begreifen“.

Das thut nun Boltzmann. Während die Deszendenztheorie den „Entwicklungsprozeß der sozialen und politischen Formationen als einen biologischen Vorgang auffaßt, der im Dienste der physiologischen Zucht und intellektuellen Entfaltung des Menschengeschlechtes steht“, hebt Boltzmann neben dieser biologischen Seite der Menschheitsgeschichte die anthropologische hervor, die sich „in der physiologischen Eigenart und Ueberlegenheit einzelner Rassen und Persönlichkeiten bemerkbar macht“. Diese „Rassen sind Naturfaktoren, die in die Bilanz der geschichtlichen Ereignisse als gegebene Ursachen und Mächte einzufügen sind“ (wie es schon Gobineau und Chamberlain machten). Diese „Einstellung in die Bilanz der geschichtlichen Ereignisse“ kann natürlich nur in dem Sinn geschehen, daß erstens, da jeder Staat aus mindestens zwei Rassen besteht, die tüchtigere herrscht und die minderwerthige unterliegt, und zweitens, daß alle Großthaten der Kultur auf das Credit der edleren Rasse gebucht werden müssen.

Das soziale Credo dieser neuesten Staatswissenschaft enthält folgende These, die uns in jüngster Zeit oft gepredigt wurde: „Alle soziale Gliederung und Ordnung ist physiologisch bedingt. Der soziale Werth des Einzelnen wird nicht allein durch seine individuelle Organisation, sondern auch durch seine Rasse bestimmt. Niemand kann aus seinen organischen Zeugungs- und Abstammungsbedingungen heraustreten: denn er ist das Produkt einer langen Kette von Vorfahren, in denen sich gleiche und ungleichartige Elemente gemischt haben.“ Da es nun höhere und niedrigere, edlere und ordinärere Rassen giebt, so erklärt sich daraus nicht nur das Institut der Sklaverei, sondern auch die Erscheinung der Herrschaft der höheren Rassen über die niederen. „Bei all diesen Völkern (Griechen, Römern, Galliern, Indern und Germanen) sind die Sklaven ursprünglich Menschen anderer Rasse gewesen.“ In den tropischen Ländern wird der Weiße „immer nur die Herrenrasse bilden, von der die Dispositionen und Initiativen ausgehen.“ In diesen Rassenunterschieden liegt der Schlüssel zur Erklärung des Ganges der Welt- und Kulturgeschichte. „Die volle Ausbildung des Ackerbaues und der Gewerbe, welche die ökono-

mischen Grundlagen aller höheren Civilisation bilden, ist fast nie ohne Sklaverei fremder Rassen möglich gewesen.“ Die Griechen also hätten bereits die richtige Erkenntniß der Wahrheit gewonnen, die der modernen Menschheit offenbar durch das semitische Christenthum abhanden gekommen ist. Denn „Euripides hielt es für gerecht, daß die Griechen über Barbaren herrschen, da Barbar sein und Sklave sein das Selbe bedeute.“ „Nach Aristoteles ist der Sklave ein lebendiges Werkzeug. Die Sklaverei sei in der Natur der Menschen begründet.“ Und wie es von je her war, so ist es noch heute. Rassenunterschiede, seien es primäre oder sekundäre, sind die Ursachen sozialer Schichtung. „Die Arbeiterklasse der modernen Industriestaaten ist das Ergebnis eines sozialen Zuchtwaahlprozesses, der durch eine Reihe von Generationen hindurch den Grundstock der Arbeiterbevölkerung herangebildet hat und die Lücken immer wieder ausfüllen muß.“ Ueberhaupt faßt die Politische Anthropologie die ganze Menschheitsgeschichte als einen Rassenzüchtungsprozeß auf; und alle Vorgänge, die wir bisher als ökonomische, soziale, politische betrachtet haben, sind nach ihr rein anthropologische mit ausschließlich anthropologischen Zielen. Die Kulturresultate aber, die wir als Erfolge dieser historischen Vorgänge bewundern und feiern, sind nur bewirkt durch diese anthropologischen Wandlungen, sind nur die Außenseiten dieser intimen Rassenzüchtungsvorgänge, die sich demnach als die eigentliche Seele aller geschichtlichen Vorgänge entpuppen.

„Die Differenzirung zwischen Land- und Stadtbevölkerung, Auswanderung und Kolonisation, die Eintheilung in Rassen und Stände ist aus rein soziologischen, ökonomischen oder geographischen Ursachen nicht zu erklären, sondern ist ursprünglich ein Prozeß der anthropologischen Gruppen- und Individualauslese, die auf der Macht von individuellen oder Rassenunterschieden beruhen. Umgekehrt können die veränderten Lebensbedingungen in Stadt, Kolonie und Rasse auf den anthropologischen Typus zurückwirken, sei es, daß neue und abweichende Eigenschaften herangezüchtet werden oder organische Entartungen auftreten.“ Damit wären Inhalt und Urfang der neuen Staatsidee im Umriss angedeutet.

Wie jede Wissenschaft nach Erschließung der Erkenntniß des Thatsächlichen zu gewissen Forderungen behufs Anwendung ihrer Erkenntnisse auf das Seinssollende gelangt; wie die Rechtswissenschaft sich nicht damit begnügt, de lege lata zu raisonniren, sondern nach Erkenntniß des gewordenen und bestehenden Rechtes zu Vorschlägen de lege ferenda übergeht: so gelangt auch die Politische Anthropologie zu gewissen Nutzenanwendungen ihrer Erkenntnisse. Wenn von dem Adel der Rasse die Höhe der Kultur abhängt, so muß getrachtet werden, diesen Adel zu erhalten, ihn von allen schädlichen Einflüssen (Veimischungen) zu bewahren, ihn durch geeignete „Reinzucht“ zu einer

größeren Vollkommenheit zu erheben, die „Hochzucht“ der Rasse zu fördern. An die Erkenntnisse der Politischen Anthropologie wird sich deshalb eine „angewandte“ politische Anthropologie schließen, die alle Resultate der Inzucht und Kreuzzucht untersuchen wird (was schon Reibmayer in seinem Werke „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ in sehr scharfsinniger Weise begonnen hat) und schließlich muß eine „Rassenhygiene“ geschaffen werden, wie es schon Plöb („Gesundheit unserer Rasse“) versuchte.

Auch Woltmann bleibt bei den Thatfachen nicht stehen, sondern giebt Rathschläge, die auf der Erkenntniß dieser Thatfachen beruhen. Allerdings ist die Berechtigung zu solchem Rathschlage von einer Voraussetzung abhängig: davon, daß die Rassen nicht nur wandlungsfähig sind, sondern daß auch der Mensch solche Wandlungen herbeiführen kann. Nach der Theorie Weismanns von der „Unsterblichkeit“ und Unwandelbarkeit des Keimplasmas“ wäre man geneigt, hier jede „Züchtungsarbeit“ für vergeblich zu halten. Und diese Meinung scheinen ja Lapouge und Chamberlain eigentlich zu vertreten. Woltmann theilt diese Ansicht nicht. Zwar liegt nach ihm „die Entstehung der Rassebegabungen jenseits der eigentlichen Geschichte im engeren Sinn. Sie ist ein Stück organischer Vorgeschichte der Kulturgeschichte“, woraus man schließen sollte, daß die Rassen Dauertypen sind. Dennoch meint Woltmann, daß „trotz der Beharrung der fundamentalen Rassenunterschiede . . . eine gewisse Umwandlung der menschlichen Natur in der Geschichte stattfindet.“ „Was den geschichtlichen Veränderungen zu Grunde liegt, ist ein fortwährender Rassenwechsel, eine Wandlung in der anthropologischen Struktur der Gesellschaft.“ „Die physiologischen Umwandlungen geschehen entweder durch eine einseitige positive Auslese mit nachfolgender Inzucht, wodurch bestimmte, von Natur gegebene Eigenschaften einer Rasse oder Gruppe von Individuen besonders hoch gezüchtet wurden, oder durch einseitige negative Auslese, die die organischen Träger bestimmter Charaktere durch Auswanderung, Kinderlosigkeit, Ehelosigkeit oder direkte Ausrottung aus dem Rasseprozeß ausscheidet, oder endlich durch Rassemischungen, die entweder günstig oder ungünstig die Entwicklung der physischen und geistigen Merkmale beeinflussen können.“ Das sind Mittel, deren sich auch der Mensch bewußt bedienen könnte, die er, wenn er das Wesen des anthropologischen Geschichtsprozesses erst erkannt und dessen Ziele sich zu klarem Bewußtsein gebracht hat, anwenden kann, um eine immer edlere Rasse heranzuzüchten. Da ständen wir nun allerdings vor der wichtigsten aller Wissenschaften, vor der, die uns die „Hochzüchtung“ der Menschheit, also den wichtigsten aller Fortschritte ermöglichen würde. Die Politische Anthropologie würde uns durch Erkenntnisse, die sie uns erschließt, die Mittel geben, eine immer edlere Rasse heranzuzüchten und die gemeinen durch verschiedene Mittel „aus dem Rasseprozeß auszuschneiden.“

Diese Mittel sind zwar nicht gerade idyllisch: Auswanderung (wenn nöthig: Austreibung), Kinderlosigkeit (eventuell also Kinderansetzung), Ehelosigkeit (eventuell Eheverbote oder noch etwas Schlimmeres), endlich „direkte Ausrottung“. Doch sollte nicht auch hier der Zweck die Mittel heiligen? Freilich: das Bischen semitisch-christlicher Moral, auf die wir so stolz sind, müßten wir opfern; auch einige andere „fortschrittliche und humane“ Schreullen, wie Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, müßten preisgegeben werden. Doch was verschlägt's? Das sind Velleitäten, mit denen ja schon Nietzsche aufgeräumt hat. Und dann hätten ja thatsächlich diese etwas barbarischen Maßregeln ihre volle Rechtfertigung und vielleicht gar Berechtigung, wo es sich darum handelt, die Menschheit zu veredeln. Leider aber merken wir bei Woltmann, was uns schon aus Nietzsche, Chamberlain, Lapouge bekannt ist: daß diese neue Staatswissenschaft sich nicht in den Dienst der Menschheit stellt, sondern in den Dienst der nordgermanischen Rasse, die nach der Ansicht dieser Schriftsteller die „edelmste“ ist. „Die nordische Rasse“, sagt Woltmann, „ist die geborene Trägerin der Weltcivilisation“. Und ähnlich wie Gobineau von der „weißen Rasse“ behauptet, daß sie durch ihren Bluteinfluß überall die Civilisation fördere, meint auch Woltmann, daß die nordische Rasse „durch Vermischung mit anderen Rassen diese physiologisch auf ein höheres Niveau gehoben“ hat, „sowohl Mittelländer wie Mongolen und Neger“. Er ist davon so fest überzeugt, daß er überall, in allen Welttheilen, wo immer er nur eine höhere Kultur findet, den Bluteinfluß der „nordischen“ oder mindestens der „kaukasischen“ Rasse mittelt. „Was die amerikanischen Kulturen betrifft, so sind die Inkas ohne Zweifel eine fremde Rasse gewesen, deren morphologische Merkmale auf die kaukasische Rasse hinweisen“. Woltmann meint sogar, „nicht allzu fern liege die Hypothese, daß europäisches Erobererblut bis Tahiti gelangte, auch die Westküste Amerikas erreichte.“ Diese Rasse, die „indogermanische“, ist in „nordischen Bezirken entstanden“, wie neuerdings nachgewiesen sein soll. Scandinavien ist „das Ursprungsland dieser arischen oder indogermanischen Rasse“; und was allüberall in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit Großes irgendwo sich zugetragen hat, ist auf das Konto dieser „edelsten Rasse“ zu buchen. „Die Wästen Caesars zeigen echtgermanische Schädel- und Geistesbildung“. Eben so hatte Alexander der Große „germanische Schädel- und Gesichtsbildung, röthliche Haare und tiefblaue Augen.“ Daß Christus und Dante Germanen waren, lehrte uns schon Chamberlain. Woltmann fügt noch Bonaparte hinzu. „Die ganze europäische Civilisation auch in slavischen und romanischen Ländern ist eine Leistung germanischen Geistes“. „Das Papstthum, die Renaissance, die französische Revolution und die napoleonische Welt Herrschaft sind Großthaten des germanischen Geistes gewesen“. „Das Papstthum und das Kaiserthum sind germanische Schöpfungen,

Beide germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen. Die germanische Rasse ist berufen, die Erde mit ihrer Herrschaft zu umspannen, die Schätze der Natur und der Arbeitskräfte auszubeuten und die passiven Rassen als dienendes Glied ihrer Kulturentwicklung einzufügen.“

Das also ist des Pudels Kern. Ist aber noch Wissenschaft? Hat Woltmann diese Bestimmung der germanischen Rasse aus physiologischen Untersuchungen erkannt? Doch gesetzt, es wäre so: was werden die anderen Rassen dazu sagen? Sollten die Brünetten und Kleinen sich der Herrschaft der Blonden und Großen fügen? Das werden sie offenbar nicht thun. Da ziehen sie vor, zu kämpfen. Der „politisch-anthropologische“ Nachweis, daß alle nicht blonden Rassen der blonden zu dienen haben, wird den Nichtblonden offenbar nicht imponiren; sie werden diesen Anspruch nicht anerkennen, — und die Totschlögerei kann beginnen. Ist denn aber die Schlußfolgerung von dem absolut höheren Werthe der germanischen Rasse wirklich wissenschaftlich begründet und die an diese Schlußfolgerung geknüpfte Prophezeiung Woltmanns von der „erbumspannenden Herrschaft“ dieser Rasse berechtigt? Ich kann hier keine eingehende Kritik dieses ganzen wissenschaftlichen Systems geben; aber ein paar gewichtige Bedenken mögen mir gestattet sein.

Ist „Rasse“ der Grundbegriff, der uns die Räthsel des Staates und der Gesellschaft lösen soll, so muß vor Allem klar definirt werden: Was ist Rasse? Es sind nach Woltmann „Verschiedenheiten“, die „bei der Verbreitung des einheitlichen Menschengeschlechtes über die Erdoberfläche entstanden sind, durch eine auslesende Anpassung an die ungleichartigen Existenzbedingungen.“ Zugegeben. Soll nun in der Welt eine Rasse herrschen, soll sie in den einzelnen Staaten die Vorherrschaft genießen, so müßte sie mindestens eine genealogische Continuität bilden. Das heißt: gleichrassige Elternpaare müßten mindestens gleichrassige Nachkommen erzeugen. Nicht einmal Das ist verbürgt. Denn wie der bei Woltmann citirte Ausspruch Luschans richtig betont, kommt es häufig vor, daß ein großer, blonder, blauäugiger Mensch einen kleinen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen Bruder hat, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß der Erste ein Rindvieh, der Zweite ein genialer Mensch ist. Was soll nun da geschehen? Soll der Blonde den Schwarzen als andersrassig und minderwerthig betrachten und sich die Herrschaft über ihn anmaßen? Da wird es wohl Bruderkrieg und Vaudermord geben. Will uns die neue Staatswissenschaft eine solche Periode bringen und sanktioniren? Obendrein sind heutzutage alle Völker ohne Ausnahme gemischtrassig und eben so die Ehepaare; woraus sich die vorherrschende Verschiedenrassigkeit der Familien erklärt. Denn wie der von Woltmann citirte Luschans ganz richtig erklärt, „vererben sich die einmal fest erworbenen physischen Eigenschaften immer und immer wieder auf die Kinder“, und zwar so, „daß sie auch allen Rassen-

mischungen mit der größten Energie widerstehen und daß sie immer und immer wieder zum Vorschein kommen, wobei es beinahe einerlei ist, ob jetzt die Rassenmischung durch die Eltern und Großeltern oder vor Hunderten von Generationen erfolgt ist.“ Das ist nun eine fatale Sache für die Lehre von dem Vorrang der blonden germanischen Rasse und ihrer Vorherrschaft in der Zukunft; denn selbst wenn man von nun an Ehen zwischen Blonden und Brünetten verböte, so entsprängen ja auch den Ehen blonder Eltern brünette und brünetter Eltern blonde Kinder. Wie will man Das verhindern, wenn die diese Verschiedenrassigkeit der Kinder verursachenden Umstände vor „Hunderten von Generationen“ sich ereignet haben konnten? Nun, da die Rassenfanatiker in den Mitteln, die reinrassige Hochzucht zu fördern, nicht wählerisch sind und vor „Eliminierung“ der minderwerthigen, also der nicht-blonden, ungermanischen Rassen nicht zurückschrecken, könnte vielleicht eine „direkte Ausrottung“ aller andersrassigen Geschwister und Familienmitglieder ans Ziel führen. Leider belehrt uns aber Woltmann, daß für das Erkennen der Rasse die äußeren Merkmale, der Typus, nicht ausschlaggebend sind. Denn die Verschiedenheit der Rasse „muß sich keineswegs in einem bestimmten Typus offenbaren.“ „Der Typus ist ein morphologischer, die Rasse ein genealogischer Begriff. Rasse und Typus brauchen nicht genau übereinzustimmen.“ Aus „dem Typus allein ist es fast unmöglich, auf die Rasse zu schließen, so daß nur eine genealogische Untersuchung die organische Verwandtschaft feststellen kann.“ Unter solchen Umständen wäre eine „direkte Ausrottung“ gefährlich; denn es könnte leicht geschehen, daß man einen brünetten Germanen totschlüge und einen blauäugigen, blonden Juden am Leben ließe. Woltmann empfiehlt eine genaue „genealogische Untersuchung“ der Abstammung. Was nützt aber eine solche, wenn, wie wir wissen, eine Vermischung von „vor Hunderten von Generationen“ noch immer ihre Wirkung äußern und die Reinrassigkeit der Familien nach Jahrhunderten trotz aller Inzucht trüben kann? Wenn nun die Reinrassigkeit eine Utopie- und die Mischrassigkeit die Wirklichkeit ist, so fehlt der ganzen Theorie die feste Grundlage. Die Reinrassigkeit auch nur der weißen Menschen scheint schon vor Jahrhunderttausenden gründlich verpufft worden zu sein, — vielleicht für immer.

Das wäre ein anthropologisches Bedenken gegen die politisch-anthropologische Theorie; nun aber ein soziologisches. Diese ganze von Woltmann ins Auge gefaßte Reinzüchterei der germanischen Rasse sollte den Zweck haben, die Welt mit solchen „Großthaten des germanischen Geistes“, wie Papstthum und Kaiserthum es sind, zu beglücken? Ich weiß nicht, ob das heutige Deutschland sich für das Papstthum begeistert; oder müßte es dazu erst einer germanischen Reinzucht unterworfen werden? Und auch für das Kaiserthum (das protestantische?) ist die Begeisterung nicht überall allzu groß;

jedenfalls sind die germanischen Römlinge nicht Anhänger des deutschen Kaiserthumes. Wo steckt also der germanische Geist? Bei Welfen oder Stibellinen? Denn die Rasse erzeugt ja den Geist.

Nach den anthropologischen und soziologischen Bedenken möge ein bloß logisches noch hier Platz finden. Es ist wohl richtig, daß nordgermanischer Einfluß fast überall in europäischen Staaten seit dem frühesten Mittelalter zur Geltung kommt; aber gestattet die Logik, da von „germanischen“ Schöpfungen zu sprechen? Man kann doch logisch höchstens sagen, daß die Germanen an diesen Schöpfungen mitwirkten. Wenn in Rom das Papstthum entstand, so entstand es doch offenbar unter aktiver Mitwirkung des alten römischen Blutes und Geistes. Wer will und wer kann behaupten, daß es nur Germanen waren, die diese allerdings staunenswerthe Weltherrschafts-Organisation ins Leben riefen? Ist das Papstthum nicht offenbar eine Fortsetzung der römischen Weltherrschaft mit feineren, geistigen Mitteln? Und kann man aus dem Papstthum ganz das semitische Element lösen, das uns isolirt, sozusagen in Reinkultur, in ostgalizischen Wanderrabbinen entgegentritt, die ausschließlich mit Hilfe ihrer Wunderthaten und Segenspenden weit und breit die Lande beherrschen, Pilgerzüge empfangen und reichliche „Peterspfennige“ einsammeln? Wer kann abstreiten, daß im Papstthum all diese Elemente vereinigt sind, orientalische, römische und germanische? Und darf man es dann eine ausschließlich germanische Rassen-Schöpfung nennen? Man könnte ja einfach fragen: Warum haben die Nordgermanen nicht von ihrer Heimath, etwa von Upsala aus eine päpstliche Weltherrschaft gegründet? Das wäre dann eher eine Schöpfung der germanischen Rasse. Warum haben sie erst die weite Reise nach Rom gemacht und sich allerlei Strapazen ausgesetzt? Ist es denn nicht klar, daß es zuerst eine römische weltliche Herrschaft gegeben haben, daß erst orientalische Seelenverknöchtung vorhergegangen sein mußte, ehe aus all diesen Elementen unter Hinzutritt normannischer Piraten- und Banditengeistes die großartige Weltherrschafts-Organisation des Papstthumes entstehen konnte? Der Irrthum der modernen Rassentheoretiker scheint also darin zu liegen, daß sie für eine einzelne mitwirkende Rasse reklamiren, was nur aus dem Zusammenwirken einer Vielheit von Rassen erklärt werden kann. Es ist, als ob man die Wirkung eines Orchesterkonzertes nur für die darin mitwirkende große Pause reklamiren wollte.

Die Wahrheit scheint mir zu sein, daß alle „Großthaten“ Orchesterkonzerte sind, bei denen die unzähligen vielen Rassen die verschiedenen Instrumente spielen, aus deren Zusammenwirken jene „Großthaten“ und „Schöpfungen“ entstehen: sie sind eben soziale und nationale Großthaten und Schöpfungen und dürfen nicht auf das Konto einer einzigen mitwirkenden Rasse gebucht werden.

Mit solchen Organisationen wie Papstthum, Kaiserthum und Staat überhaupt verhält es sich so wie mit der Sprache. Auch sie ist eine soziale und nationale und keine Rassenerschöpfung. Die Normannen des frühen Mittelalters hatten eine äußerst dürftige, an Begriffen arme Sprache, die kaum für das Leben eines Piratenvolkes ausreichte. Was war sie gegen die Sprache des Hohen Liebes, gegen die Sprache der Pindar und Aeschylos, Vergils und Ciceros? In jener reingermanischen, von allerlei späteren Beimischungen noch nicht „verunreinigten“ Sprache hätten Schiller und Goethe ihre unsterblichen Werke nicht zu schaffen vermocht. Es bedurfte erst Jahrhunderte langer gründlicher „Verunreinigung“ der germanischen Ursprache, um sie fähig zu machen, solche dichterischen Werke hervorzubringen. Und dabei vergesse man nicht, daß die Sprache nicht nur durch fremde Lehnworte bereichert wird, sondern noch viel mehr durch fremde Lehnbegriffe, aus denen heimische Worte hervorgetrieben werden. Nur in einer auf solche Weise entstandenen „Sprachpfütze“ — um im Sinne der Rassenreinzüchter zu sprechen — konnten die unsterblichen Meisterwerke wachsen. Da kommt nun ein Chamberlain und wirft sich stolz in die Brust: Das sind Werke germanischen Geistes! Die Welt der Sprachen ist aber ein getreues Spiegelbild der Welt der Rassen. Wie es unter den Kultursprachen keine reine mehr giebt, so giebt es unter den Kulturvölkern keine reine Rasse mehr. Vielleicht finden wir im Innern Afrikas und im Feuerland noch reine Rassen mit reinen Sprachen.

Voltmanns Werk hat das Verdienst, eine in Frankreich und Deutschland seit einigen Jahrzehnten aufgekommene Theorie in ein wissenschaftliches System gebracht zu haben. Die politisch-anthropologische Staatsidee tritt in voller Rüstung auf den Plan. Nun kann der Kampf beginnen. Sie findet hier nicht viele Gegner. Die theologische Staatsidee geht nur noch als schwarzes Gespenst um, die juristische liegt mauferot im Sande, die sozialistische giebt noch Lebenszeichen, wird aber nicht mehr aufkommen. Was bleibt? Die soziologische und die anthropo-geographische Staatsidee. Wird der Kampf für eine von ihnen tödtlich enden? Wer weiß? Nicht ausgeschlossen ist, daß die Kämpfenden einander versöhnlich die Hand reichen und einen ehrenvollen Frieden schließen. Das ist um so mehr zu hoffen, als die zwei hervorragendsten Vertreter der soziologischen und der anthropo-geographischen Staatsidee, Max Hofner und Max Weber, in ihren Systemen das Rassenmoment gebührend berücksichtigen.

Graz.

Professor Ludwig Gumpлович.



George Moore.

Von den vier lebenden Romandichtern Englands: George Meredith — den vor Kurzem Jedern den Lesern der „Zukunft“ in Schweite rückte —, Thomas Hardy, Rudyard Kipling und George Moore, die ganz Europa angehören sollten und früher oder später auch werden, ist Meredith der älteste und, trotz Kipling, der den größeren Leserkreis hat, am Höchsten geachtet. George Moore, den ich den deutschen Lesern näher bringen möchte, ist der jüngste, auch drüben am Wenigsten gelesen, aber gerade deshalb verkehrt. Das englische Publikum nimmt ihm gegenüber etwa die Stellung ein, die deutsche Philister Ibsen gegenüber Ende der achtziger Jahre einnahmen. Uns bietet er wohl neben Hardy am Reizten von den vier Genannten. Notizen über seinen äußeren Lebenslauf und seine Persönlichkeit habe ich fast gar nicht erhalten. Der Name verräth, daß er irischer Abkunft ist, wie Wilde und Shaw. Der Datirung des Briefes, mit dem er die Tauchnitzausgabe seines letzten Novellenbandes *The untilled field*, wie er Irland schön nennt, einem Freunde zuignet, entnehme ich, daß er in Dublin lebt. Der Originalausgabe von *Sister Torosa* ist sein Bild nach einer wohl nicht allzu starken Zeichnung beigegeben. Danach ist er ein Mann von etwa vierzig Jahren. Das Gesicht rundlich, mit kräftiger, leicht gebogener Nase. Der obere Theil des Mundes von einem starken Schnauzbart bedeckt, nur die Unterlippe, die sich voll ein Wenig vorschiebt, sichtbar. Die scharfen Linien, die sich bereits in das Gesicht eingegraben haben, zeigen, daß es, leichten Winienspieles fähig, häufig der Spiegel starker innerer Erregung ward. Die Augen fesseln sofort, sie verrathen die Grundstimmung: Ernst aus Theilnahme an allem Geschehen mit seiner Traurigkeit. Nur der vorgehobene Mund scheint manchmal über eigene und allgemeine Menschenthorheit behaglich lächeln zu können. Die Augen haben sehr viel Trübes gesehen.

Moore's Romane verrathen mehr von seinem Entwicklungsgang. London ist in ihm am Lebendigsten. Er hat jeden Reiz von London, der nie trivialen, selten heiteren, immer grandiosen — das deutsche „großartig“ giebt nicht alle Overtöne — Stadt, in sich aufgenommen. Paris übte auf ihn seine Reize aus und im Zusammenleben mit der Bohème in Barbizon konnte er auch bei Anderen als sich selbst künstlerisches Temperament beobachten. Italien ist ihm nicht fremd. Die stärksten Schwingungen erregte Bayreuth in ihm. Deutschland scheint ihm überhaupt viel gegeben zu haben, mehr als seine eigene Kultur; Deutschland war es wohl auch, das ihm die der nordischen Völker vermittelte. Moore's Weg war weit. Anregungen hat er viele und mannichfach gewonnen; aber London und Irland sind der Mutterboden, bei dessen Berührung ihm ursprünglichste Kraft zufließt. Die Technik seiner

Erzählung steht auf der Höhe der Turgeniew, Flaubert, Maupassant; die Rede-
weise seiner Personen gewinnt oft Fontanes Herzlichkeit. Er hat von den
Meistern gelernt, abhängig ist er nicht von ihnen geworden. Er hat eigen-
Gesehenes zu sagen und sagt es auf seine Weise. Ich habe auch — abge-
sehen vom Erstling — bei keinem seiner Werke den Eindruck gehabt, daß
es ohne Vorgänger nicht hätte entstehen können. Wohl sind aber zwei be-
deutende deutsche Erscheinungen ohne seine beiden großen Romane undenkbar:
„Renate Fuchs“ trägt wesentliche Züge von „Evelyn Innes“ und „Das
tägliche Brot“ enthält ganze Aufstritte aus „Esther Waters“. Moores Dar-
stellung selbst giebt ausnahmslos englisches und irisches Wesen. Dabei ist
er nicht etwa Nationaldichtsteller; er ist Dichter und giebt Menschliches in
seiner Dürftigkeit und in seiner tragischen Größe; aber er giebt es, wie es
sich äußert, wie es sich zu äußern gezwungen ist unter den besonderen Lebens-
verhältnissen Englands und Irlands. Er giebt immer den Menschen und
die Tiefen des Menschen. Charakteristisch für ihn sind die Beweggründe,
aus denen er, wie er in dem Widmungsbrief seines neuesten Novellenbandes
The untilled field sagt, zwei Geschichten wergläßt: They seemed to be
less deep rooted in the fundamental instincts of life than some of
the others. Des Lebens Grundtriebe erschaut er klar und tief, wie nur
einer unserer großen festländischen Psychologen. Aber nicht nur die Fähig-
keit eindringlichster Beobachtung ist ihm gegeben: mich dünkt, er ist auch einer
der reichsten Künstler. Der Ereignisse sind bei ihm nicht viel, ihr Knäuel
ist nicht so romanhaft verworren, wie es der englische Geschmack liebt, dem
hierin sogar Meredith und Hardy allzu willfährig sind. Seine Handlung
besteht, fast immer ohne Knalleffekte, Graßheiten und Ueberraschungen, aus
alltäglichen Geschehnissen. Wie sie Herr Jedermann, nur mit weniger tiefem
Erfassen, durchmacht, die der Standesbeamte von Amtes wegen gleichgiltig
notirt, von denen sich aber keine Spuren in den Polizeiakten finden. Aber
bei Moore werden sie Menschenenerlebnis und daher Menschenchicksal. Sie
verlieren ihre Gleichgiltigkeit durch seine Kunst.

Ein Hausmädchen auf der Stellungsuche ist trivial genug. Nicht aus
Menschenliebe folgen wir der kleinen tapferen Esther Waters auf ihrer Suche
mit der selben angstvollen Spannung, die sie durch den zur Hochsommerzeit
entwölkerten Westen Londons treibt. Wir wissen, daß Hunderttausende von
Mädchenmüttern von Stellenvermittlerin zu Stellenvermittlerin laufen, daß
wir eine Entscheidung, schwerwiegend wie eine vom Reichsgericht, fällen, wenn
wir das demüthig uns überreichte Dienstbuch annehmen oder zurückgeben,
eine Mark Monatslohn mehr bieten oder verweigern. Es ist Massenlos,
das solches darben- de Hausmädchen trifft und das kühl anzusehen wir uns
längst gewöhnten. Moore ruft uns nicht zum Mitleid; er ist kein berebter

Agitator wie Björnson, Tolstoi, der Hauptmann der „Weber“. Er ist ein Schöpfer; er bildet aus Erlebnissen Menschen. Jede Thür, die mit dröhnendem Schall eine Hoffnung auf auskömmliche Stellung für Eßher und ihr Kind vernichtet, entwirkt — wie Goethe das Wort schön geprägt hat — ihr Sein. Weil Moore die Kraft besitzt, uns erzählen zu lassen, wie die unbedeutendsten Ereignisse in der Seele Furchen ziehen und hinwieder das Wesen des Menschen die Erlebnisse bewirkt, die an sie herantreten, wächst die Trivialität zur Tragik.

Die Kraft, das Ereigniß aus der Sphäre des Zufalles, des Unbedeutenden herauszuheben und uns zum Glauben an seine allgewaltige Nothwendigkeit, der auch wir eingefügt sind, zu zwingen, ist wohl das Zeichen des Kunstwerkes. Des idealistischen wie des naturalistischen. Der Unterschied besteht nur in der Wahl der von ihnen dargestellten Ereignisse. Zum Erlebnis muß sie jedes Kunstwerk und jeder Stil für uns gestalten.

Bei Moore wird Alles zum Erlebnis, die Landschaft und das Kunstwerk; selbst die fossilen Dogmen erstarrter Glaubensbekenntnisse treten wieder flüßig in den Blutkreislauf seiner Menschen. Ich weiß nicht, ob Moore Lessings Laokoon kennt; jedenfalls gelingt ihm, in Worten Landschaften wiederzugeben. Er schildert sie nicht: er erzählt die Empfindungen seiner Menschen vor ihnen. Er giebt das Entstehen ihres Bildes im menschlichen Auge und die Bewegungen, die sie in seinem Herzen auslösen. Aber er läßt seine Menschen nicht über diese Gefühle reden: ihre Entschlüsse, ihre Handlungen allein sprechen von diesen Empfindungen. Schon der Novellenband „Celibatos“, der nicht nach allen Seiten hin erfreulich ist, weil hier der Künstler noch nicht zu dem reinsten Geschmac vorgedrungen war, wird von dieser Fähigkeit durchleuchtet. Regentpark und die Wälder von Fontainebleau und Barbizon sehen wir in den Augen Mildred Lawsons.

Zu dem Schönsten, das Gabriele d'Annunzios von Schönheit trunkene Seele geschaffen, gehören seine Analysen fremder Kunstwerke, vor Allem die Nachempfindungen der Musikdramen Wagners in *Trionfo della morte* und in *Fuoco*. Aber mit welcher bezaubernden Sprachgewalt seine Begeisterung auch ihren Ausdruck fand: für die Erzählung sind diese Stellen tote Punkte; das Kunstwerk des Romans überladen sie häufig mit Brunk. An überzeugender Wärme, Tiefe und Schönheit stehen die Kunstbetrachtungen Moores namentlich in „Evelyn Jones“ und „Mildred Lawson“ nicht hinter denen des Italieners zurück. Bei ihm sind sie aber nicht Ornamente, sondern konstruktive Träger, sind ein Theil der Handlung. Wenn Evelyn sich in Hölle wandelt und die Bedeutung der Motive erzählt, die den Liebestrank umspielen, wird sie ihrer Sehnsucht nach dem Bezwingen ihrer Weiblichkeit gewahr: sie spricht mit Ullid über Tristan. In der Musik der Sprache, mit der Moore das Paar umkleidet, hören wir seines Lebens innersten Rhyth-

mus, fühlen wir unser eigenes Selbst, wie wenn Wagners fluthendes Töne-
meer an unseres Seins innerste Pforte heranrauschte.

Denn Moores Sprache ist Musik. Sie ist wunderbar lyrische Melodie
in der Wiedergabe von Naturempfindungen, wandelt sich zu reizvollen charakte-
risirenden Rezitativen im Gespräch und schreift zum machtvollen Allegro,
wenn Leidenschaft seine Menschen in ihren Wirbel reißt. Hat Oskar Wilde
sich die englische Sprache zum schmiegsamsten Instrument für entzückende Plaude-
rei geschaffen, wie man sie nur im Idiom Muffsels möglich halten sollte, so
gab ihr Moore nie geahnten Klang von Herzlichkeit und süßem Wohlklang.

Es ist nicht in unserer Sprache, was nicht vorher in unseren Em-
pfindungen wäre. Wirkliche Höhe der Sprach- und Erzählungstechnik ist
immer das Ergebnis tiefster Aufnahmefähigkeit für künstlerische Eindrücke.
Man kann sie nicht Anderen abschauen, höchstens die eigene im Vergleich
mit der Anderer schärfen. Oberflächlich reden wir wohl von einer glänzenden
Maske, aber die Anwendung dieses Wortes verräth eben, daß auch die größte,
Meistern abgelauschte äußere Geschicklichkeit die innere Dürftigkeit des Hand-
werkers nicht zu verdecken vermag. Das Gewand, das die Körperpracht des
Riesen nur hervorhob, nicht verhüllte, schlottet um den Leib des Pygmäen;
am Ende stolpert er sicher über das allzu lange Gewand, das er sich mit frecher
Hand anmaßte. Kunst ist der gesteigerte Ausdruck eigenen Erlebens. Die Aus-
drücke lernt jeder Betriebsame; das Erlebnis giebt nur eigene Persönlichkeit.

Eine Kunst der Erzählung wie die Moores hat Werthvolles zu be-
richten. Ein solcher Erzähler hat tief ins Leben geblickt; ihm verriethen die
Gesichtszüge der Menschen die Schicksale, die sie bildeten. Er las ihren
Gesichtern die Fragen ab, die ihnen das Leben stellte, die Antwort, die sie
fanden, und was es sie kostete, diese Antwort zu finden. Problemdichter ist
George Moore, wie jeder echte Dichter. Nicht in dem falschen Sinn, den
kritische Unzulänglichkeit dem Wort angeheftet hat. Er ist weder Pädagoge,
der zu billigen Marktweisheiten Beispiele erfänne, noch Agitator, der politische
oder religiöse Ideen der Menge durch körperliche Gestaltung faßlicher vor
Augen bringt. Zwar rückt auch Moore die Probleme, die den besten Theil
unseres Lebens bilden, in unsere Sehweite. Aber nicht, um für die Lösung,
die er etwa gefunden, Anhänger zu werben; wir erfahren auch kaum mittel-
bar, wie er über sie denkt. Wir fühlen nur das Gewicht, womit sie seine
Menschen belasten, wie sie an der Aufgabe wachsen oder, von ihr zu Boden
gedrückt, brechen. Vielleicht, weil die Fragestellung falsch ist, vielleicht, weil
sie die Frage nicht richtig verstehen. Außerdem wird oft genug der Unterschied
zwischen des Daseins Grundfragen, die die wirkende Natur stumm in unserem
Blut stellte, stellt und stellen wird, und die die Menschheit, die sprechen ge-
lernt hat, nicht beantwortet, denen höchstens hier und da ein Einzelner wort-

loß wiederum mit seinem Wirken, seinem Leben, Genüge thut, und den Bilderräthseln vermischt, die die Völker nicht müde werden aus ihren jeweiligen — keine Scheu vor der Tautologie! — Idolen sich zusammenzustellen. Ihre Macht erlischt, sobald die Bedeutung einmal erkannt ist oder die Idole verständlich geworden sind. Kunstwerke, die sich mit ihnen beschäftigen, werden unaussbleiblich zu Tendenzwerken und verlieren zusammen mit ihnen ihren Werth. Gucklows, Spielhagens Romane, „Jena oder Sedan“.

Die Fragen bleiben; und die Menschen, auf deren Antlitz wir lesen, daß auch sie, wie wir, von ihnen gequält werden, bis sie dahingehen, wo es entweder die Antwort oder auch nur die Ruhe giebt, verlieren nie unsere Theilnahme. Und in den Menschen Moores pocht und hämmert unermüdlich das Weßhalb, Wozu, Wohin.

Dresden.

Dr. Herman Jacobson.



In der Hölle.*)

Die Göttliche Komödie ist noch nicht ausgespielt, wird niemals ausgespielt werden.

Heutzutage würde man die Hölle vielleicht anders darstellen; aber den Himmel? Dem scheinen wir seit Dantes Zeiten nicht näher gekommen, sondern immer gleich fern geblieben zu sein. Woran liegt Das wohl? Sind wir Verurtheilte, die den Himmel niemals schauen dürfen, außer in der Todesstunde, — die wir Todesstunde nennen, weil wir nicht wissen, was dann ist? Die Erde ist ein zweifelhafter Aufenthaltsort, denn sie ist auf lauter Angst aufgebaut, auf gegenseitiges Vertilgen der Individuen, zur Erhaltung des Leibes, der bei Allen gleichermaßen früher oder später dem vollkommenen Verfall, dem Uebergehen in ihn ganz ungleiche Stoffe bestimmt ist. Und dieses Erhalten des Leibes erscheint allen Erdenbewohnern von so ungeheurer Wichtigkeit, daß sie sich nicht scheuen, die größten Grausamkeiten an Ihresgleichen zu begehen, nur um ihren Leib zu erhalten. Und doch ist es eben der Leib, der alle sogenannte „Sünde“ enthält oder zu Dem, was wir Sünde nennen, verleitet. Auch Krankheiten sind nur Sache des Leibes; denn was man früher irthümlich Geisteskrankheit nannte, erweist sich heute als Gehirnkrankheit, als eine Störung der Verkehrsmittel zwischen dem Kranken und der Außenwelt, keineswegs aber als eine Trübung der Seele, die sich unserer Beobachtung in den meisten Fällen, hier aber gänzlich, entzieht. Alle Versuchungen, die das Leben verdunkeln, alles Leid, das unerträglich werden kann, hängt mehr mit dem Körper zusammen als mit Dem, was wir Seele nennen.

Der Tod ist körperlich; denn wir wissen durchaus nicht, ob die Seele

*) Der Wunsch, diese Gedanken und Phantasien der gekrönten Verfasserin, die in einer süddeutschen Zeitung veröffentlicht wurden, auch anderen Europäern zugänglich gemacht zu sehen, wird hier gern erfüllt.

vom Tode erreichbar ist. Daß Kranksein körperlich ist, beweisen uns die unzähligen Geistesheilen, die, mit einem elenden Körper ausgestattet, wahre Meisterwerke geliefert und den Spruch *Mens sana in corpore sano* schon lange widerlegt haben. Wir haben im Gegentheil oft die Erfahrung gemacht: je geringer an Kraft und Schönheit der Körper, um so heller leuchtet der Geist. Abgeklärt steht er da und besiegt die schwächliche Hülle wie ein Triumphator seine Feinde. Viele wollten sogar in der vollständigen Abtödtung des Fleisches das Heil sehen und sind damit auf neue Irrwege gerathen; denn sie hatten das nöthwendigste Instrument willkürlich zerstört und machten es unfähig zu rechter Leistung.

Die schwersten Versuchungen entspringen dem Körper, die schwersten Verbrechen kommen daher, daß man dem Körper zu viel Gewalt einräumt, daß man sich an seinem eigenen Blute berauscht. Darum ist auch kein Mensch ganz sicher davor, ein Verbrechen zu begehen, — weil ihm sein eigenes Blut einen Streich spielen kann. Der Hunger, der Zorn sind zwei Dinge, die den Körper willenlos machen und den unglücklichen Menschen den furchtbarsten Qualen preisgeben. Wäre der Körper immer in unserer Gewalt, so würden wir nicht bis zum Verbrechen kommen, selbst wenn die Gedanken böse wären; oft aber führt eine einzige Blutwelle das Unglück herbei.

Nun möchte man auch beständig fragen, warum die Erde so eingerichtet ist, warum wir einen so ganz bestimmten und deutlichen Begriff von Gut und Böse haben oder zu haben glauben. Denn auch Gut und Böse ist Sache des Klimas und der Rasse; Selbsteigleichen zu verzehren, ist in gewissen Zonen ein Menschenrecht; und ein Mädchen rühmt sich der vielen Gatten, deren Zahl es an einer geknüpften Schnur um den Hals trägt. Warum es Wesen giebt, die wir mit vollem Recht „Wilbe“ nennen zu dürfen glauben, während wir uns bereits für civilisirt halten und nicht denken, daß vollkommenere Geschöpfe uns wahrscheinlich mit Frauen für „Halbwilbe“ ansehen würden, die einander todschlagen und todschießen, ja; alljährlich immer grausigere Nordwaffen erfinden und Den belohnen, der sein Ebenbild am Besten todschießen kann.

Ist es nicht ein Meer von Räthseln, in dem wir uns bewegen?.. Nun kommt es uns öfters so vor, als seien wir einfach Verurtheilte: zu einer Art Gefangenschaft, zu unerhörten Versuchungen, denen wir, unserem Wesen nach, kaum enttrinnen können, und zu einem sicheren, oft qualvollen Tode. Darum drängt sich manchmal die Frage auf, ob die Erde nicht am Ende wirklich ein Ort der Strafe, eine der vielen Hölle ist, deren Bezirke Dante so wunderbar einteilte; wohl mit Recht hielt er die eisigen Gegenden für die furchterlichsten.

Unsere Erde ist noch lange nicht eine der denkbar schlimmsten Hölle; denn wir haben noch Sonnenlicht, wenigstens ein mäßiges, uns angemessenes; eins, dem wir angemessen sind, sollten wir lieber sagen. Wir haben noch Grün und liebliche Gegenden, — oder was uns als lieblich erscheint, da unsere Augen dafür geschaffen sind. Aber wozu all die unbegreiflichen Geschöpfe, die uns Entsetzen einflößen? Wozu all die Krankheiten, deren Zahl so groß ist, daß sie die Wissenschaft in Hunderten von Jahren noch nicht annähernd ergründet haben wird? Wozu? Ist es nicht oft, als sollten wir ein Verbrechen büßen, dessen Begehung man uns aus Gnade und Barmherzigkeit verhüllt? Denn wüßten wir, wer wir sind, so könnten wir nicht mehr zusammenleben, so würde das

Sind in der Wiege schon verurtheilt und der Weg zum Heil ihm durch das allgemeine Uebelwollen abgeschnitten, das seine Fremdheit und seine liebliche Kleinheit ihm gewähren.

Die Einen sind vielleicht Verbrecher, die man erlösen oder denen man wenigstens die Möglichkeit geben will, höher zu steigen und sich zu vervollkommen; die Anderen sind vielleicht Engel des Lichtes, die sich willkürlich für eine Zeit auf die Erde verbannen lassen, in der Hoffnung, den Brüdern zu helfen und Einigen den Weg zu zeigen, hinaus, fort aus dieser Hölle.

Warum der Selbstmord so verpönt ist und von der selben menschlichen Gesellschaft so bitter gerügt, an den Nachkommen noch gerächt wird, während diese menschliche Gesellschaft allein daran die Schuld trägt — denn rechtzeitige Hilfe hätte dieses Aeußerste oft verhindert —: Das wissen wir wiederum nicht. Haben wir die Empfindung, daß wir die Zeit der Strafe nicht abkürzen dürfen und dann wieder anfangen oder noch schwerer gestraft werden müssen, um zu erreichen, was wir erreichen sollen? Wer sagt es uns?

Wir tasten umher, wie die Thiere der tiefen Höhlen, die keine Augen haben, weil sie keiner Augen bedürfen. Wir haben überall dichte Nebel vor uns. Warum, da wir doch die Sehnsucht haben, die Schleier zu lästern und klar zu sehen? Unser ganzes Streben ist nur auf Licht und Klarheit gerichtet und Jeder, der einen Strahl erfindet, wird von uns gepriesen, wie Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte und dafür in ewiger Qual schmachtete. Warum schmachtete er denn in ewiger Qual? Hatten die Menschen das Gefühl, daß sie des Feuers nicht werth seien und daß das Licht nur das Attribut eines Gottes sei? Aber die Erde hat sich doch nach unseren Begriffen vervollkommen. Im Grunde wissen wir auch davon nichts und jede Entdeckung wirft eigenthümliche Streiflichter auf vergangene Eollisationen. Dabei ist der Wissensdrang uns in die Seele gepflanzt, ein brennendes Streben nach Vervollkommenung, die Manche in äußeren Glücksgütern, Andere in gänzlicher Abtödtung aller irdischen Begierde suchen.

Und dabei urtheilen wir hart über einander und sind doch Alle in der selben Gefangenschaft, Alle zu gleichem Tode verurtheilt, nur zu verschiedenen Todesarten, die aber wiederum gar nicht unseren Thaten angemessen erscheinen. Denn Die gerade, die wir für unschuldig halten, sind oft Märtyrer; und Alle, die wir zum Tode verurtheilen, haben einen viel leichteren Tod als die Krebskranken und Herzleidenden. Die Angst, die ein Herzleidender tausendmal durchmacht, hat der zum Tode Verurtheilte nur einmal; und doch widersteht es uns, Einen zum Tode zu verurtheilen, denn uns sagt der richtige Instinkt, daß wir eine Strafe auferlegen, deren Ende wir nicht kennen. Wir verkürzen die Höllezzeit, die der unglückliche Mensch vielleicht auf der Erde durchmachen sollte, um erlöst zu werden, und die er nun noch einmal beginnen muß. Was wissen wir davon? Für uns bleibt dunkel, was hinter dem Schweigen des Toten steht; er sagt es uns nicht, und wenn er versucht, es uns mitzutheilen, so fürchten wir uns und haltens für eigene Hirnspinnste oder lachen gar darüber. Aber wer sagt denn, daß wir gar nicht mit den Toten verkehren dürfen? Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo solcher Verkehr natürlich erscheinen wird — Telegraphie mit dem Jenseits — und wo uns die Augen über viele Dinge aufgehen werden, die wir heute in unserer grenzenlosen Unwissenheit hochmüthig zu belächeln wagen.

Die Entdeckungen unseres Jahrhunderts sollten uns lehren, wie viel wir noch zu entdecken haben. Denn Alles, was unsere Kindheit als Märchen verschönte, ist heute Wirklichkeit; und wir müssen viel merkwürdigere Dinge entdecken als Schiffsfer, die von selbst hell werden, als Spiegel, in denen wir sehen können, was unsere Lieben machen, als Apparate, durch die man aus weiter Ferne spricht, wie wenn man nah wäre, oder als Wagen, die von selbst fahren, Lustschiffe und Aehnliches. Das Alles haben wir und arbeiten rastlos fort: wir leuchten in die Körper und in die Wohnungen hinein, und wenn ein Leuchtkörper eben entdeckt ist, so kommt schon wieder etwas viel Besseres.

Kann es so weiter gehen? Werden wir alle Wunder unserer Erde ergründen oder sollen wir plötzlich wieder in Nacht versinken und von vorn anfangen?

Dabei werden die Lebensbedingungen täglich schwerer zu erfüllen; die Zahl der Arbeitsplätze schrumpft zusammen; Geldgier, Habgier, Glanggier nehmen immer bedingstigernde Formen an. Und endlich kommt man auf den Gedanken, daß man in äußerster Einfachheit gesunder und glücklicher lebt als in dem Prunk, der das Leben belastet und dem Geist die Nüchternheit lähmt. Und dann werden wir wieder einfach; aber dann leidet die Industrie, die von der Prunksucht lebt. Wissen wir, was wir sollen?

Einzelne Dinge sind uns ganz klar und deutlich. Daß wir unseren Nächsten helfen sollen. Daß wir ihn lieben sollen. Das haben wir wenigstens mit den Lippen gelernt; von dem Meister, den wir göttlich nennen, weil uns etwas so Vollkommenes nur außerirdisch, also göttlich, erscheinen kann. Denn wir sind von dem Entsetzen und Schrecken losgekommen, den die Gottheit kindlichen Völkern einflößte. Warum? Wir haben die Milde der Gottheit erkennen und fassen gelernt. Wodurch? Furchtbare Strafen sehen wir mit eigenen Augen über ganze Geschlechter, über ganze Völker und Völkerfamilien hereinbrechen; oder was wir für Strafen halten. Denn bei manchem Unglück sagen wir: „Jene sind Gottes Kinder, denn sie sind besonders schwer geprüft.“ Und bei anderem wieder sagen wir: „Gottes Gerechtigkeit offenbart sich in den furchtbaren Strafen, die er über die Sünder verhängt!“ Sind wir zu diesem Urtheil berechtigt? Und in welchem Fall urtheilen wir richtig? . . Wir sprechen von Ueberzeugungen, als ob wir Ueberzeugungen haben könnten oder dürften!

Ich glaube an ein ewiges Leben, an ewige Gerechtigkeit, an eine Fortentwicklung von einer Existenz in die andere . . . Mein Freund lacht mich aus und sagt, unser ganzes Leben sei werthlos und zufällig, und es gelingt mir nicht, ihn von meinen Gedanken auch nur den kleinsten Theil für Wahrheit hinnehmen zu lassen, obgleich mir sehr am Herzen liegt, ihn zu überzeugen, da ich glaube, mit meiner Ueberzeugung glücklicher zu sein und mehr ertragen und erreichen zu können.

Das Wort Ueberzeugung ist sonderbar in unserem Mund, so sonderbar, als wollte der Maulwurf von der Existenz der Sterne überzeugt sein, die er doch niemals gesehen hat. Ist Ueberzeugung nicht vielleicht ein einfaches Gnadengeschenk? Nicht schon eine erste Erleichterung der Strafzeit, die wir in der Erdenhölle erdulden müssen? Allen, die auf Erlösung warten, ist vielleicht diese Ahnung ins Herz gesenkt worden, ohne das geringste Zutun von ihrer Seite; und Andern ist die Strafe durch Unglauben erschwert.

Vielleicht gehen Einige mit einem sicheren Wissen über die Erde oder haben nicht vergessen, daß sie aus dem Licht gekommen sind, wie die Oralsritter; die sogenannten Engel mögen nichts Anderes sein. „Zu gut für diese Welt“ ist eine allgemein giftige, populäre Lebensart, die man Jedem nachruft, der für unser Gefühl zu sehr die Erde verließ. Und warum weinen wir dann und sagen: „Sie haben das Leben nicht genossen“? Wenn sie zu gut für diese Welt waren: welchen Genuß konnte ihnen dann wohl die Erde bieten? Wir sollten Gott danken, daß er sie mitleidig der Erdenqual entrißen hat, bevor ihre Leidenszeit anfang. Vielleicht sollen diese Wesen an uns vorüberzwehen, um uns die Gewißheit zu geben, daß sie aus dem Licht kamen, ins Licht zurückzukehren und auf der Erde nur zu kurzer Rast weilten, um uns noch einmal glauben und hoffen zu lehren. Daß die vollkommensten Wesen oft so jung sterben, dürfte uns auf den Gedanken bringen, daß die Erde eine Prüfungsanstalt ist, aus der man befreit wird, sobald man gelernt hat, was man lernen sollte. In seinem herrlichsten Buch, den Volkserzählungen, sagt Tolstoi etwas Aehnliches. Die Erde kann ihren Lebensbedingungen nach unmöglich viel angenehmer werden, als sie jetzt ist, wohl aber viel unangenehmer, viel qualvoller; sie braucht nur ein ganz klein Wenig zu erkalten, so wird das Weilen auf ihr für unser Gefühl unerträglich. Alle Thiere sind behaart oder befiedert, der Mensch allein ist nackt und muß unzählige Thiere töten, um sich zu kleiden. Das schon macht die Erde den Menschen viel unbequemer als den Thieren und erniedrigt sie zu Raubthieren, die der Anderen Leben nehmen müssen, um leben zu können.

Wo keine Früchte wachsen, wäre es schwer, indische Kiste zu üben, ohne bald zu verhungern. Warum leben denn Menschen in solchen Gegenden und warum verlassen sie diese Orte nur in ganz seltenen Fällen, meist nur nach großen Massenverschiebungen? Jeder glaubt sich zu dem Ort verurtheilt, wo er zufällig geboren ward. Uns Allen gehts ungefähr wie den nach Sibirien Verschiedenen, von denen Einige in ein weiches Klima gesandt werden, Andere in ewiges Eis und ewige Ketten. Und Die wissen meist auch nicht, warum.

Was große „Warum“ des Lebens verfolgt uns auf Schritt und Tritt. Warum all das Leben überhaupt? Warum das Gedräng von Lebewesen, die nicht zugleich auf dem winzigen Planeten verweilen können, also sterben müssen? Und warum ist uns der Tod dennoch so fürchterlich und so beklagenswerth? Weil wir ihn nicht verstehen. Verstünden wir ihn, so gäbe es vielleicht keine Thränen mehr. Die Brüdergemeinde hat es dahin gebracht, keine Trauer zu tragen und den Thränen zu wehren. Voglsch denken nur die Menschen, die sagen: Da die Erde ein Ort des Jammers und Leidens ist, so wäre es Unrecht, um Den zu klagen, der abgerufen wird und die Erde verlassen darf. Andere staunen, wie es möglich sei, daß wir uns um so viel höher dünken als einen Wurm, den der Gärtner bei jedem Spatenstich in Stücke schneidet und den Niemand fragt, ob er dabei leidet und wie groß seine Schmerzen sind.

Das Einzige, was uns von der Thierwelt, der uns noch immer ungründlich fremden, unterscheidet, ist das seelische Leid, dessen Opfer wir sind, das uns in unseren Augen erhebt und werth erscheinen läßt, fortzuleben. Denn von einem Schlemmer und Lebemann mag man schwer glauben, er könne würdig befunden werden, seine Existenz fortzusetzen. Warum? Wissen wir, ob er Dessen

so unwerth ist, wie wir glauben, nur, weil er mehr Freude am Leben hat als wir, die Leidenden? Er ist in unseren Augen eine solche Ausnahme, daß wir nicht zu glauben vermögen, er könne nach dem Tode das selbe Los haben wie wir, die zum Leben Geborenen.

Unsere Begriffe von Allem sind so unglaublich beschränkt und verworren, daß wir geradezu kindisch verwegene in unseren Urtheilen und Muthmaßungen sind und der einzige Maßstab höherer Bildung wohl da zu finden ist, wo über nichts mehr geurtheilt, über Keinen der Stab gebrochen und, ohne Achselzucken, in tiefster Bescheidenheit gesagt wird: „Bieblecht!“

Oegenhaus.

Carmen Sylva.



Syndikat und Syndikat.

Drei Silben, mit denen auch die lebendigste Einbildungskraft nichts anzufangen weiß und deren Wohlklang nicht gerade berauschend ist: und dennoch schlägt das Fremdwort die Geister immer wieder in seinen Bann. Syndikat! Syndikat! Syndikat! Die Börse hat in Seligkeiten geschwelgt. Kohlenwerthe schwebten empor. Denn da war das neue Kohlsyndikat mit Thyssen und Haniel als Hauptgehaltn. Hütten- und Stahlwerkstätten fanden die Kletterlust der Jugend wieder. Denn da war das neue Roheisensyndikat und das zur Ausführung reif gewordene Projekt eines deutschen Stahlsyndikates. Elektrizitätspapiere schienen förmlich Funken zu sprühen. Denn da war der Plan eines Syndikates mit Amerika. Im Gebiete der Turbinenwerthe bot jeder neue Tag ein neues Vorbild. Da war das ottomanische Syndikat, die deutsch-französische Alliance für Türkenlose und Bagdadbahn. Lloyd und Postfahrt feierten die Verleimung des Risses im Syndikatsverhältniß der transatlantischen Linien. Südafrikanische Minenwerthe nahmen einen Anlauf, vergeblich zwar, aber kühn. Da war das Syndikat der Syndikate: London, Berlin, Paris. In einem der originellen Berichte, die Fouqué, der commis voyageur der Jakobinerrevolution, 1793 von der Provinz aus an den pariser Wohlfahrtsausschuß sandte, schrieb er höhnisch, die Verachtung des Ueberflusses sei in der Bevölkerung so gewachsen, daß der Besizende sich fast schon gebrandmarkt fühle. Wie unter der Schreckensherrschaft der phrygischen Mähe der mépris pour le superflu, so grassirt heute, wo dem von der Hochfinanz und dem industriellen Großbetrieb aufgepflanzten Gelflerhut Neorenenz erwiesen werden muß, die Verachtung selbständiger Existenz. Wehe Jedem, der noch auf eigenen Füßen steht! Syndigire Dich, Vogel, oder stirb!

Kein Unbefangener kann leugnen, daß die Syndikate, namentlich auf industriellem Gebiet, Nützliches geleistet haben. Diese unbestreitbare Thatfache erklärt, warum seit Jahr und Tag selbst in der „demokratischen“ Presse, die lange ohne wilde Schimpfereien auf alles Syndikatische nicht leben zu können schien, von den Syndikaten in einem glimpflicheren Ton gesprochen wird. Von Fehl und Schuld völlig frei waren die großen Industrie-Syndikate in ihrer bisherigen Laufbahn natürlich eben so wenig wie irgend eine andere menschliche Einrichtung, zumal eine, die erst tastend ihren Weg zu finden hat. So sind uns, zum Beispiel, die Syndikate noch den Vorwurf schuldig, daß sie, wie sie sich anfangs laut nachrühmen ließen, jede wesent-

liche Ueberproduktion unter allen Umständen zu vermeiden wissen. Im Ganzen aber haben die wichtigsten Syndikate während der letzten zehn Jahre ihre Existenzberechtigung so unzweideutig bewiesen, daß sie wenigstens leidenschaftlose Beurtheilung, wenn schon nicht rückhaltloses Lob verlangen können. Was viele Doktrinaire des Liberalismus noch vor einem Jahrzehnt nicht in den Mund nehmen konnten, ohne Gift und Galle zu speien, hat sich als genießbar erwiesen. Die neue Wirtschaftsform hat sich aus eigener Kraft, nicht etwa nur durch rohe Gewalt, die ihre Mittel ihr erlaubten, eine Stellung erobert, aus der sie nie wieder verdrängt werden kann, — mindestens so lange nicht, bis eine noch modernere, noch besser entwickelte Schöpfung ihr den Platz mit dem selben Recht freitig macht, das ihr an die Stelle älterer Formen verhält. Für heute wäre es zu umständlich, all die Momente aufzuzählen, aus denen selbst bei den anfangs Widerstrebenden schließlich der Respekt vor dem Syndikatsgedanken entstanden ist; hier genügt einstweilen der Hinweis, daß diese mühsam abgerungene Anerkennung einen theoretischen, nicht nur einen praktischen Fortschritt bedeutet. Als solchen hat ihn die Wissenschaft durch das zustimmende Votum der zweifellos klügsten ihrer Lehrer bestätigt. Diese Errungenschaft ist nicht gering zu schätzen; sie gab dem Hauptinteressenten der Industrie, die mit dem Syndikatsgedanken stehen und fallen, die Möglichkeit, in das zweite Stadium einzutreten, das vom Syndikatswesen durchzumachen sein wird. Die staatlichen Faktoren nicht minder als das Bürgerthum haben diesen Uebergang mit wohlwollender Theilnahme begleitet. Ein Hinderniß wurde ihm nicht einmal von den Extremsten in den Weg gelegt. Die Vorkämpfer der Syndikate waren vor jedem gefährlichen Angriff von außen sicher, sicher auch, daß die Verbündeten Regierungen nie und nimmer einen Zollvertrag schließen würden, der das Glück der Landwirthe höher stellt als das Wohl unserer großen Industrien: und so konnten sie ruhig an die Bewältigung der Aufgabe gehen, auf erweiterter und verbesserter Grundlage die vor Jahren geschaffenen Formationen umzugestalten. Diese Umgestaltung, die zum Theil schon vollendet ist, zum Theil der Vollendung entgegengeht, führt die Syndikate aus dem Kindes- und Jünglings- in das Mannesalter. Diese Entwicklung festzustellen, ist wichtig. Vor Kindern und auch vor Jünglingen noch braucht man sich nicht zu fürchten, wenn man seine Ueberlegenheit wahrzunehmen versteht. Anders vor Männern, die man im Besiz starker Waffen weiß. Die Syndikate, die im Lauf dieses Jahres ans Licht kamen, haben die Harmlosigkeit abgelegt. War der blinde Tadel, der das ganze Syndikatswesen von manchen Seiten traf, vor Jahren ungerecht zu nennen: in gar nicht so ferner Zukunft mag er plötzlich berechtigt werden. Der Egoismus der Syndikate wird sich, wie man fürchten muß, von nun an in schärferer Ausprägung und häßlicherer Gestalt zeigen. Die Zeit des langsamen Reisens ist vorbei; jetzt wird die Sucht, sich zu sättigen, alle Lebensprozesse beherrschen. Die Empfindung, daß es nach Ablauf der neuen Syndikatverträge — Das heißt, um bei unserem Bilde zu bleiben, an der Schwelle vom Mannes- zum Greisentalter — in der Welt ganz anders aussehen kann als heute, wird die Syndikate antreiben, sich fett zu mästen, ohne jede Rücksicht, ohne jede Verschämtheit. Nach uns die Sintfluth, werden sie vielleicht denken. Solcher Uebermuth könnte aber Konflikte heraufbeschwören, deren Ausgang den Syndikaten und den Dividenden der Aktionäre syndikatisirter Unternehmungen nicht gerade günstig zu sein brauchte. Der Börse darf man freilich nicht zumuthen, sie solle sich bei ihrer Kursbestimmung von solchen Zukunftsbildern leiten lassen, während die neuen

Syndikate eben erst gebildet werden. Dem Banken aber, die gleich nach der Rückkehr des Publikums aus den Sommerfrischen eine allgemeine Hausse vorzubereiten begannen, um noch rechtzeitig vor Jahreschluß ihre schwerbedaden Effektenportefeuilles zu entlasten, schweben diese Möglichkeiten sicher schon vor. Ehe sie Wirklichkeit werden, wird freilich noch sehr viel Wasser die Spree hinunterfließen. Dem Publikum aber, das heute schon mit läßlichem Auge aus der Herbsthausse von 1903 eine neue Hoch-, Höher- und Höchstkonjunktur für 1904 oder spätestens 1905 hervorzuwachsen sieht, wird wahrscheinlich wieder gerade um einen Tag zu spät die richtige Erkenntnis aufdämmern, obwohl es früh genug gewarnt worden ist und aus mancher üblen Erfahrung Vorsicht gelernt haben könnte.

Vorläufig läßt man den lieben Gott einen guten Mann sein. Das alte Spiel mit geborgtem Gelde, das hübsche Spielchen, das sich im September vom Montanmarkt aus über das ganze Feld der berliner Börse verbreitete und nicht nur das franke Wien, sondern auch das reiche Paris und das gewaltige London neidisch auf das röthliche Haus in der Burgstraße blicken läßt, wird fortgesetzt und, weil die Banken dazu animiren, nicht so rasch aufhören. Pausen werden natürlich von Zeit zu Zeit eintreten; auch die schlechteste Verdauung macht manchmal ja ihre Rechte geltend. Die Banken triumphiren. In ihren köhnsten Träumen hatten sie nicht erwartet, daß ihnen das Publikum schon drei kurze Jahre nach der großen Katastrophe die Effekten, mit denen sie damals den Anschluß versäumten, in Mengen und zu Kurzen abnehmen würde, deren Abstand von den Refords des ersten Quartals 1900 vielfach nur noch mit der Lupe wahrzunehmen ist. Wer heute noch daran denkt, zu welchen beträchtlichen Abschreibungen auf ihre Effektenbestände die Banken sich nach dem Krach entschließen mußten, kann ermeßen, mit welchem guten Recht sich jetzt die Herren Direktoren in der Behrensstraße, zumal die etwas östlicher domiziliten, vor Freude die Hände reiben. Als ein äußeres Merkmal der guten Wochen, die ihnen der Herbst schon gebracht hat, kann ja auch die Smartheit gelten, womit einzelne von ihnen sich kopfüber in das Minensyndikat gestürzt haben. Von diesem famosen Syndikat — unter Führung der londoner Firma Bernher, Beit & Co. — ist laut in die Welt hinausposaunt worden, daß es sich hauptsächlich mit dem Ankauf preiswürdiger Kaffernshares zu den stark herabgeminderten Kursen der letzten Zeit befassen wolle. Ein Käufer, der allen irgendwie erreichbaren Leuten in die Ohren bläst, daß er billig kaufen will, ist jedenfalls eine Sehenswürdigkeit. Daß Bernher, Beit und ihre londoner Konfanten das deutsche Geld zur Stützung des kompromittirten Minenmarktes sehr gut brauchen können, bedarf noch Allem, was man in diesem Jahr von London zu sehen bekam, nicht erst der Befräftigung. Die Giltfertigkeit aber, womit einzelne deutsche Bankdirektoren in die gnädige Nehmerhand, die ihnen der kleine Chef der großen Cityfirma entgegenstreckte, eingeschlagen haben, erinnert bedenklich an den Leichtsinns des glücklichen Spielers, der aus dem Vollen schöpft. Ich will diesen Banken keine mala fides vorwerfen. Aber wenn ich mir das Minensyndikat betrachte und an die Genesiss der deutschen Vertheiligung denke, kommt mir das Delikt in den Sinn, das die Rechtswissenschaft mit dem Ausdruck *crimen syndicatus* bezeichnet: Verletzung der richterlichen Amtspflicht zu Gunsten einer Partei, rein aus Freundschaft, aus Gefälligkeit. Ich weiß augenblicklich nicht, wie hoch es bestraft wird . . . Das ist natürlich nur eine Analogie.

Dis.

Selbstanzeigen.

Ruthenische Revue. Halbmonatsschrift. Verlag der Ruthenischen Revue, Wien I, Dominikanerbastei.

Wer genau hinsieht, findet, daß auch in dem nationalen Empfinden der Völker die Wellenbewegung herrscht. Nach Zeiten starken nationalen Empfindens kommt die Zeit des gemäßigten Nationalgefühles und wiederum nach der Periode nationaler Verhargie die Epoche eines starken volkischen Strebens. Während in Frankreich der Rationalismus im Schwinden ist, in Deutschland drei Millionen Wähler den Vertretern des Internationalismus ihre Stimme geben, in dem geeinigten Italien die Freedenken immer engere Kreise umfaßt, führen die Slaven, die graubündner Rhäto Romanen, die Bulgaren, Polen, Letten, Finen, Georgier, Armenier, Katalonier u. s. w. immer schärfer den Kampf um ihre ungehemmte nationale Entwicklung. Da meldet sich nun auch ein Volk, das Jahrhunderte hindurch geschwiegen hat und dessen Existenz von Europa fast vergessen wurde, trotzdem es noch heute fünfundsiebenzig Millionen stark ist, seine eigene Sprache, eigene Geschichte, Kultur und Sitten besitzt. Es sind die Ruthenen, für die der europäische Sprachgebrauch (auch in der Wissenschaft) den von Katharina der Zweiten als offiziell angeordneten Namen „Kleinrussen“ angenommen hat. Was die Zarin mit dieser Maßregel angestrebt hat, ist auch erreicht worden: man hält die „Kleinrussen“ für einen Zweigstamm der Großrussen, hat vergessen, daß dieses „Kleinrussenland“ bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein selbständiges Reich und der historische Träger des Namens Russia oder Ruthenia war, während die Zaren bis zu Peter dem Großen sich als Herrscher des moskowitischen Reiches bezeichneten. Was Katharina begonnen, haben die nachfolgenden Zaren fortgesetzt; und heute kann man mit Recht sagen, daß die Ruthenen das bedrückteste Volk Europas sind. Mit dem Ulas vom fünften Juli 1876 wurde der ruthenischen Sprache — und die Sprache ist der Lebensnerv jeder Nation — der Todesstoß versetzt. Dieser Ulas lautet: „Der Kaiser und Gebieter geruhte, allergnädigst zu befehlen: I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberprüfbehörde — jeder Art der im Ausland herausgegebenen ruthenischen Druckschriften ist zu untersagen. II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Uebersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten, b) von Werken aus dem Bereich der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, daß bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewendet wird, daß ferner die Bewilligung des Druckens dieser ruthenischen Bücher nicht anders als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberprüfbehörde erteilt wird. III. Eben so sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache, ferner die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten.“ Dieser Ulas ist heute noch in Kraft; und so kommt es, daß die mindestens zwanzig Millionen Ruthenen im Zarenreich keine Literatur, nicht einmal eine Zeitung in ihrer Sprache besitzen. Die ruthenische Literatur wird nun von den in Oesterreich (Galizien) lebenden Ruthenen gepflegt, die eine Reihe bedeutender Zeitungen und Revuen besitzen. Der Kampf, den

die österreichischen Ruthenen gegen die schlagzizigen Machthaber in Galizien führen, ist in den letzten Jahren wohl auch im Auslande bemerkt worden. Was aber nicht allgemein bekannt sein dürfte, ist, daß sie das einzige deutschfreundliche slavische Volk sind. In Rußland von den Russen, in Galizien von den polnischen Schlagzigen bedrückt, sind sie von dem Gedanken der „allslawischen Brüderlichkeit“ gründlich geheilt. Das gilt für die russischen wie für die österreichischen Ruthenen. In Rußland ist — nach freier Wahl — an den Mittelschulen die deutsche oder französische Sprache obligatorisch. Während man nun an den Universitäten in Paris, Genf und Lausanne fast ausschließlich Studenten aus Nordrußland antrifft, sind an den deutschen Universitäten und in Zürich und Bern überwiegend Studenten aus Südrußland — dem ruthenischen Sprachgebiet — zu finden. Das beweist wohl ihre Sympathie für die deutsche Kultur. In Oesterreich aber sind die Ruthenen im politischen Kampfe mit ihren Sympathien immer auf der Seite der Deutschen und der ruthenische Abgeordnete Professor Romanczul trat — wie früher schon oft — auch im März 1903 im Reichsrath offen für die deutsche Vermittlungssprache ein. Für beide Völker hat diese Alliance große Bedeutung, denn nur den in Galizien lebenden Ruthenen kann es gelingen, die Schlagzigen aus dem Reichsrath zu verdrängen und so den unheilvollen Einfluß des Polenklubs auf das Gesamtreich zu mindern oder zu brechen, was sehr im Interesse der Deutschen liegt. Für die Ruthenen ist es aber werthvoll, statt der schlagzizigen westösterreichische Beamte zu erhalten, was nur durch Einführung der deutschen Amtssprache in Galizien oder der ruthenischen Sprache in das fast rein ruthenische Ostgalizien als Amtssprache möglich ist. Um nun mit den Deutschen, überhaupt mit Westeuropa in nähere Fühlung zu treten und sie mit der Geschichte und den Bestrebungen der Ruthenen bekannt zu machen, erscheint jetzt in deutscher Sprache die „Ruthenische Revue“, deren Eigenthümer das ruthenische Nationalkomitee ist. Die Zeitschrift, deren Mitarbeiter sich aus allen politischen Parteien rekrutiren, erfüllt ihre Aufgabe vollständig. Den galizischen Polen muß das Erscheinen dieser Revue in deutscher Sprache wohl sehr unangenehm sein, denn sie gehen daran, eine polnische Korrespondenz zu gründen, die in deutscher und französischer Sprache erscheinen und über die Zustände in Galizien „objektiv unterrichten“ soll.

Wien.

Karl Morburger.

Ueber die Freiheit des Willens. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz. 1,50 Mark.

Diese philosophische Abhandlung ist eine Erwiderung auf die von der Königlich Norwegischen Societät der Wissenschaften gekrönte Preisschrift Schopenhauers „Ueber die Freiheit des Willens“, die bisher als unwiderlegt und unumstößlich galt. Ich behaupte und will beweisen, daß die Nothwendigkeit der Handlungen nur für die Naturobjekte besteht, nicht für Kulturorganismen; ich will beweisen, daß einem Kulturmenschen in jedem Moment seines Lebens verschiedene Handlungen möglich sind; daß der zurückgelegte Lebenslauf eines Kulturmenschen unbedingt anders ausfallen konnte, als er ausgefallen ist; und daß der Fatalismus auf Einbildung beruht.

Fritz Wüst.

Hallischer Musenalmanach. Verlag von Kreibohm & Co., Halle a. S.

Bestand bisher die moderne Lyrik — Dehmel, Villenbrun und ein paar Andere ausgenommen — aus fein ciselirten Stimmungsbildern und pikanten Scherzgedichtlein, so wollen wir, daß die Poesie wieder der großen und freien Persönlichkeit die Zunge löse. Die Kunst soll nicht Endzweck sein, sondern die Entwicklung des Individuums fördern. Nicht Kultur der Menschheit, sondern des Menschen! Wir Sechse sind Individualisten vom reinsten Wasser.

Hugo Ernest Luedcke.

Halbmäste. Verlag Axel Juncker, Stuttgart. Preis 3 Mark 50 Pfennig.

Das Buch enthält eine kleine Auswahl lyrischer, erzählender, dramatischer und betrachtender Arbeiten aus den Jahren 1895 bis 1902. Daß ich beim Schreiben eine Halbmäste trug, erkannte ich selbst erst, als die Arbeitszeit abgeschlossen hinter mir lag und neue Horizonte mir auftauchten. Trotzdem veröffentlichte ich dieses Buch; denn noch immer liebe ich heimlich die flatternde, flimmernde Seele, die darin gaukelt. Poor soul! Du hast mit mir unter der brütenden Sonne des Südens gejauchzt, tänzelnd haben wir an den Raminen von Paris gegessen, unter den Nebeln Englands haben wir phantastische Gesichte geträumt. Jetzt, nach der Heimkehr, mußt Du vor der Schwelle einer stärkeren Schwester weichen, die, während wir bunte Reigen tanzten, meinen Herd vorm Verglimmen geschützt hat.

München.

Oskar H. F. Schmitz.

Kämpfer. Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung. Verlag von H. Costenoble in Berlin. 4 Mark.

Ich habe versucht, mir allerlei mächtige und unaussprechbare Eindrücke früherer Jahre von der Seele zu schreiben. Als Sohn eines brandenburgischen Fabrikanten und Enkel bäuerlicher Besitzer hatte ich von Klein auf Einblick in viele Seiten des Stadt- und Landlebens. Lange ließ ich als stiller Beobachter, gelegentlich auch als Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, die merkwürdigsten Bilder des öffentlichen Lebens, soziale und politische, immer wieder an mir vorüberziehen und besonders beobachtete ich immer wieder das Schicksal der an der neuen Völkerwanderung beteiligten Leute. Natürlich kann ich dieses Quellengebiet nicht voll ausschöpfen; immerhin glaube ich, auf dem von mir gewählten Hintergrund an verschiedenen Einzelschicksalen dem diesem Leben und Treiben ferner stehenden Leser eine wichtige Seite unseres wirtschaftlichen Lebens näher gebracht und so doch etwas mehr als bloße Unterhaltung gegeben zu haben. Und vielleicht — Dessen würde ich mich besonders freuen — zeigt das Buch auch, daß die rohe Außenseite dieser Bauern durchaus nicht so oft, wie man aus manchem deutschen Bauernroman schließen dürfte, der Ausdruck eines verrotteten, gefühllosen Innern ist, daß vielmehr die Roth des Lebens und eine geradezu schamhafte Scheu vor weichen Gefühleregungen auch da scheinbar harte Worte veranlaßt, wo ein gesundes Herz recht gut und vernünftig fühlt und gern hörbarer mitsprechen möchte.

Freiburg in Br.

Max Wittrich.

Notizbuch.

Zum Präsidenten des Reichsgerichtes ist der Wirkliche Geheime Rath Dr. Gutbrod, Excellenz, ernannt worden, der seit sechsundzwanzig Jahren im Reichsjustizamt sitzt; seit elf Jahren als Direktor. In der ersten Hälfte der siebenziger Jahre soll er in Württemberg als Richter der untersten Instanz fungirt haben. Seitdem hat er mit der Rechtsprechung nichts mehr zu schaffen gehabt; nun ward er, mit verdoppeltem Gehalt, an die Spitze des höchsten Gerichtshofes im Reich gestellt. Vor sieben Jahren, als der Kolonialdirektor Kayser dem Reichsgericht als Senatspräsident verliehen worden war, sagte hier ein zur Kritik Verusener: „Seine langjährige Vorbildung im Ministerialdienst, der Sinn für Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, den eine solche Commissstellung zu entwickeln pflegt, wird ihn vorzüglich befähigen, demnächst als Präsident des vereinigten zweiten und dritten Straßsenates über Hoch- und Landesverrath angemessen zu judizieren. Aber man lasse die verleitliche Uebung nur noch weiter eintreiben, das Reichsgericht als Asyl für abgenutzte oder unbequem gewordene Ministerialbeamte des auswärtigen oder des inneren Dienstes zu verwenden: und man wird sich bald überzeugen, in wie rascher Progreßion das schon heute nicht mehr ausschließlich in den sozialdemokratischen Volkskreisen verbreitete Mißtrauen gegen die reichsgerichtliche Rechtsprechung an Breite und Stärke wachsen wird. Daß diese Gefahr uns droht, ist mit den Händen zu greifen; darüber leicht hinwegzudenken, wäre Frevel.“ Nun ist der selben Sphäre auch der Präsident des Reichsgerichtes entnommen worden. Der Wirkliche Geheime Gutbrod soll Verdienste um die Patentgesetzgebung und das Bürgerliche Gesetzbuch haben. Sehr schön. Ersetzen solche Verdienste aber Alles, was von dem ersten Richter des Reiches zu fordern ist? Wird in burraukratistischer Abhängigkeit, in dem täglich zur Trägheit mahnenden Ministerialdienst etwa der Respekt vor unabhängiger Besinnung, mag sie sich auch in unbequemen Formen äußern, gelernt? Ein starkes und sicheres Gefühl für die Heiligkeit der Rechtspflege erworben, die, wie ein zartes Knosplein, von jedem rauhen Luftstoß verletzt werden kann? Oder sind wir an Männern so arm, daß nicht einmal für das vornehmste, begehrenswertheste Amt ein Name zu finden war, der auch lauerndes Mißtrauen zum Schweigen gezwungen hätte? Den Oberreichsanwalt Olshausen, der, seit die Kandidatur Beseler aufgetaucht ist, für die Nachfolge Schönstedts nicht mehr in Betracht zu kommen scheint, den Senatspräsidenten Freiherrn von Bülow, die Professoren Binding und Kahl, irgend einen als besonders tüchtig bewährten Oberlandesgerichtspräsidenten: sie Alle hätte das von manchen Erscheinungen deutscher Rechtspflege geängstete Volksempfinden lieber als Präsidenten des Reichsgerichtes gesehen als einen in der Reichsamtshauptbureaukratie ergrauten Herrn. Offenbar verbot der Index virorum prohibitorum eine andere Wahl. Und dann: Excellenz Gutbrod ist Süddeutscher — seine Ernennung zeigt also Zweifeln wieder deutlich, daß Preußen im Reichsdienst nicht begünstigt werden — und steht erst im sechzigsten Lebensjahr. Das ist wichtig. Denn nach neuester Usance sind Männer über Fünfundsechzig zwar noch rüstig genug, um sich in die Geschäfte des Reichskanzlers und des Reichsschatzsekretärs einzuarbeiten, fürs Reichsgericht aber nicht mehr zu brauchen. Und der neue Herr soll in Leipzig doch recht lange hausen. Einerlei: die Namen der drei Reichsgerichtspräsidenten Simson, Ochsenschläger, Gutbrod bezeichnen keine aufwärts führende Wegstrecke deutscher Rechtsgeschichte.

*

*

*

Im Verlag der Leipziger Buchdruckerei-Aktiengesellschaft hat Herr Dr. Mehring jetzt die Brochüre veröffentlicht, die er auf dem dresdener Parteitag angekündigt hatte. Er wollte „auf jeden Punkt der vorgebrachten Anklagen antworten“, hat seine Absicht inzwischen aber geändert. Die wichtigsten Punkte werden gar nicht erwähnt. Der Leser erfährt nicht, wie es kam, kommen konnte, daß Herr Mehring zuerst Sozialdemokrat, dann Sozialistenhater und Sozialistenbeschimpfer war und schließlich wieder Sozialdemokrat wurde, und warum er die in seiner ersten Geschichte der Sozialdemokratie über Personen und Vorgänge gefällten Urtheile in seiner zweiten „Geschichte“ mit so spähhafter Fingerfertigkeit in ihr Gegentheil verkehrte, manchmal, ohne sich auch nur um einen neuen Sachbau zu bemühen. Trotzdem nennt er diese vorläufig neueste Brochüre „Meine Rechtfertigung“, bescheimigt sich, daß er ein „edler Mann“ ist, und sagt, er sei „in den Augen aller Menschen gerechtfertigt, an deren Achtung mir gelegen ist“. Das ist seine Sache. Und Sache der sozialdemokratischen Partei, ob sie auf die leise Drohung hören will, die sich durch das grüne Heftchen zieht; Herr Mehring pocht recht vernehmlich an die Schrankwand seines „reich gefüllten Archives“. Wie zu erwarten war, werde ich am Meisten geschimpft; die vor ein paar Wochen hier angebotene Wette, mein einst so jätlicher Freund werde sich selbst an Schimpfreden nicht mehr überbieten können, hätte ich jetzt aber gewonnen. Die „Rechtfertigung“ klingt müde, wie der Rothruf eines Abgehepten, und kann Mitleid mit dem Mann werben, dem auch die Kraft des Stilisten mählich zu schwinden scheint. Ich muß ihm dankbar dafür sein, daß er ein paar elf Jahre alte Briefe von mir abdruckt, die ich, wenn ich sie gehabt hätte, trotz mancher Ueberreiztheit des Tones, trotz manchem ungerechten Urtheil über Menschen und Dinge, in den Artikeln über „Bebel und Genossen“ gern selbst benutzt hätte, weil sie deutlich beweisen, wie richtig ich später meine Stimmung von 1892, meine „Bismarckschwärmerei“ und mein damaliges Verhältniß zu Mehring und seiner Partei dargestellt habe. (In einem dieser alten Privatbriefe wird auch erwähnt, die Vossische Zeitung habe sich einst um mich beworben. Diese Angabe, sagt Tante Bosh, entstammt lediglich der Phantasie des Herrn Harden. Ich könnte nachweisen, daß sie sich am Anfang der neunziger Jahre um mich beworben hat, bin aber gar nicht stolz darauf und bestätige viel lieber, daß ich zum Mitarbeiter der Vossischen Zeitung nie das allgeringste Talent gehabt habe.) Zugleich zeigen die Briefe, wie wahrhaftig Mehrings frühere Behauptung war, ich hätte ihm meine „Bismarckschwärmerei“ sorgsam verhehlt und „auch später nie davon gesprochen“. Für seine Gewissenhaftigkeit noch einen zweiten Beweis: Im Herbst 1890 schleppte der mir bis dahin ganz unbekannte Mann (Harden) das Material gegen Lindau in mein Haus“ („Rechtfertigung.“) Auf der fünften Seite seiner Brochüre „Der Fall Lindau“ hat Herr Mehring erzählt, wer ihm das „Material“ geliefert habe; ich konnte es ihm nicht liefern, weil ichs nicht hatte, und besuchte ihn, den ich nicht kannte, auf seine Bitte, erst, als sein Alarmartikel gegen Herrn Lindau erschienen war. Von dem selben Kaliber sind seine übrigen Behauptungen. Alles irgendwie Wesentliche habe ich am vierten März 1899 in der „Zukunft“ ausführlich widerlegt; wer sich dafür interessiert, mag diese Erwiderung nachlesen, von der Genosse Braun mir schrieb: „Jeden nicht direkt gehässig Urtheilenden muß sie überzeugen.“ Natürlich wird auch wieder von einem „Komplot“ gegen Mehring geredet, an dem ich theilhaftig gewesen sei. Zwar ist festgestellt, daß Mehrings Briefe wider mein Wissen und Wollen in Dresden gegen Mehring benutzt

worden sind; zwar hat Genosse Heine selbst im „Vorwärts“ erklärt: „Herr Harden hat mir in der That niemals den Wunsch zu erkennen gegeben, gegen Mehring vorzugehen.“ Das geniert den alten Freund aber nicht; er schwagt weiter über, „Harden und seine Spießgesellen“. Da nun sogar schon die Redakteure des „Vorwärts“ seine „Virtuosität in der Umkehrung von Urtheilen über Personen“ öffentlich anerkannt haben, darf ich nicht den Ehrgeiz hegen, all seine Lügen hier noch einmal zu enthüllen; wer irgend eine Auskunft wünscht, mag sich an mich wenden. Mir ist Mehrings Urtheil längst so gleichgiltig geworden wie seine Stellung in der Organisation und Presse der sozialdemokratischen Partei. Er deutet aber auch an, Bruno Schoenlant — den er in seinen Briefen an mich „Lümmel“ und „Schuft“ genannt und gegen den er mir „Material“ angeboten und anvertraut hatte — habe später seinem Urtheil über mich und meine Wochenschrift zugestimmt. Ich greife deshalb aus den vielen Briefen, die Schoenlant mir schrieb, einen der letzten heraus. Hier das Hauptstück:

14. 11. 1901.

Ihr Brief war ein willkommener Gruß aus der Reihe der guten Europäer. Ich hoffe und wünsche, daß Ihre Besorgnisse wegen der „Zukunft“ unbegründet sind: die Minister werden selbst in die Luft fliegen. Gelehrte Gelehrte und Publizisten thäten gut, Ihre Zeitschrift als freies Organ zu benutzen. (Folgt Empfehlung des sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Adolf Müller in München.) Soeben habe ich Ihren Artikel „Der Tag“ gelesen. Wer sich so verabschiedet, kommt siegreich und frisch auch aus dem Weichselsumpf zurück. Für Ihren Rath, mich mit meinen Weiden an Schweminger zu wenden, besten Dank. Ich halte ihn auch für einen großen Praktiker, einen Künstler . . . Auf gutes Ueberstehen Ihrer Dast, auf gute Aspekten für die „Zukunft“ und auf Wiedersehen rechne ich mit bestem Gruß als Ihr ergebener Schoenlant.

Auf diesen toten Zeugen kann der liebe Herr Mehring sich also nicht berufen. Und nach Alledem ist kaum noch nöthig, ausdrücklich zu sagen, daß Alles, was diese „Rechtfertigung“ an den Namen Schoenlants knüpft, erfunden oder völlig entstellt ist.

Ueber den kleinen Geiger Becsey, der jetzt die Berliner entzückt, schreibt mir Herr Willy Seibert: „Der kleine Uebermensch mit der Geige, ein Knirps von zehn Jahren — wie Václav und Joachim Magyar von Geburt —, hat Renner und Pädagogen noch mehr in Staunen gesetzt als leicht entzückte Laien. Diese hören, was sie in vortrefflicher Ausführung wie etwas Selbstverständliches anmuthen mag; Jene wissen, wie Viele sich im Schweiß des Angesichtes mühen, um endlich, endlich . . . doch nicht zu haben, was dieser Junge auf dem Präsentirteller darreicht. Nicht die außerordentliche technische Sicherheit ist es, die verblüfft: sie wäre allenfalls noch durch die völlige Abwesenheit jeglicher nervösen Selbstkritik zu erklären. Geistiges Erfassen, Wärme, Phrasirung, Größe des Tones: Das sind die Dinge an dem Kind, die mancher berühmte Kollege Becsey's nicht hat und nachstudiren könnte. Als der Junge die ersten zweihundertdreißig Takte des Wieniawsky-Konzertes mit vollendeter Meisterschaft gespielt hatte, wollte sich eine Hand zum Applaus rühren. Den hiergegen mit „Psst!“ Protestirenden und zur Ruhe Mahnenden erschien Joachim als der Seidenfried. Es hat keinen Zweck, die Kritik zu wiederholen, wie sie einstimmig und mit Recht zur Geltung kam: „Ein Wunder, kein Wunderkind!“ Ich habe eine andere, mah-

nenne Absicht: ein ernstes Wort in den Tunnel der Begeisterung zu rufen. Es wird verhallen, weil man Unbekannten nicht glaubt. Trotzdem! .. Bedenke ich als Menschenkind wie als Künstler durchaus gesund. Wer Das erwägt, darf wohl auch auf den Gedanken kommen, daß ein Zustand der Menschheit denkbar wäre, der alle normal musikalisch begabten Kinder so (und so früh!) gesund, richtig und vollendet geigen ließe. Wer anders denkt, müßte zu beweisen versuchen, daß der kleine Mann eine Mißgeburt sei und solche Vollendung nur einseitiger, krankhafter Veranlagung entspringen könne. Die alte Geschichte von Genie und Krankheit, — um nicht Irresein zu sagen. Ich denke nicht so; ich glaube, daß der Junge aus dem Kinderland stammt, das Nießsche erträumte; daß solcher triebfelige Geist über dem Nullpunkt deshalb möglich ist, weil so viele darunter bleiben . . . Nach aber, das Air von Nach wurde nicht gut vorgetragen. Das will nicht viel heißen? Für den tiefer Hörenden unter Umständen Alles. Der Vortrag war auf den Effekt zugeschnitten, das schlichte Stück ins Sinnliche gezogen, kurz: ohne Stilgefühl gespielt. Der Einwand, daß man Solches von einem Kind nicht fordern könne, ist hinfällig. Von diesem Kind: Ja. Ich bin nicht der Meinung, Nach solle trocken und ohne Sinnlichkeit gespielt werden. (Der Mann hatte siebenzehn Kinder!) Es giebt, Gott sei Dank, so viele Auffassungen bachischer Musik, wie es Individuen giebt; Johann Sebastian läßt sich in alle Sprachen übersetzen. Aber es giebt nur eine richtige Phrasierung. Und die wars nicht. Die Verzerrungen werden sich mit dem Erfolg steigern — eine alte Erfahrung! —, wenn nicht das Richtige geschieht. Jedem ersten Musiker drängt sich da die Künstler-Erscheinung Joachims auf. Meister Joachim müßte diesen Jungen lehren und ihm ein Vermögen anvertrauen, das zu wahren dies Kind befähigt ist. Geschieht Das nicht und wird das Wunder, wie es jetzt den Anschein hat, in immer größeren Sälen gezeigt und ausgenutzt, dann wird auch auf diese Begabung der Raufsch des Erfolges seine bläsende Wirkung üben und wir werden in absehbarer Zeit wohl einen hervorragenden Geiger mehr haben, aber den neuen „Großen“ — damit soll dem Können der Prachtgeiger, die wir heute haben, nicht zu nahe getreten sein! — weiter suchen.“

Wenn mein Gedächtniß nicht trügt, ist während der ganzen vorigen Woche in Berlin kein Denkmal enthüllt worden; kein einziges. Schlimm, doch entschuldbar. Denn vier Stück waren eben erst fertig geworden: Kaiser und Kaiserin Friedrich, Wagner und ein herrlicher Perikles; und ein paar andere reifen der Vollendung entgegen. Im Reich aber wurde eifrig weiterenthüllt. In Kärnten gleich zwei Denkmale an einem Tage. Und wie sich versteht, durfte auch die bürgermeisterliche Rede nicht fehlen. Der Kaiser war zur Feier nach Kärnten gefahren; und also begrüßte ihn dort der Vertreter des freien städtischen Bürgerthumes: „Allerdurchlauchtigster, Allergroßmächtigster, Allergnädigster Kaiser, König, Markgraf und Herr! Euer Kaiserliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, den allerunterthänigsten Dank der Bürgerschaft Kärntens entgegenzunehmen dafür, daß Euer Majestät die Gnade gehabt, Ihrer getreuen Stadt Kärnten die allerhöchste Genehmigung dazu zu ertheilen, daß Eurer Majestät erhabenem Vorfahren hier ein Denkmal errichtet werde, den allerunthänigsten Dank insbesondere ober dafür, daß Euer Majestät allergnädigst geruht haben, die Feier der Enthüllung dieses Denkmals durch Euer Majestät erhabene Gegenwart zu verherrlichen.“ Das geschah im Oktober des Jahres 1903.